

nunu

Stefan Ruzowitzky über menschliche Abgründe •
Wie Ioan Holender den Ball im Griff hat • Der
Zwist zwischen säkularen und ultraorthodoxen
Israelis • Seitenblicke im jüdischen Leben Wiens

Ausgabe Nr. 55 (1/2014)

Nissan 5774

€ 4,50

www.nunu.at



Daniel Barenboim

Über das Dirigieren, den Frieden
und die Kraft der Musik

Nr. 1 in Lebensqualität heißt auch:

Bezahlte Anzeige



Von klein
auf die größten
Bildungs-
Chancen!

Alle Infos auf www.bildung.wien.at

**Wien.
Die Stadt
fürs Leben.**



Wien bietet jungen Menschen Bildungs-Chancen wie keine andere Stadt. Vom Gratis-Kinder-garten für einen erfolgreichen Schulstart über die Wahlmöglich-keiten verschiedenster Schultypen und universi-tärer Einrichtungen bis hin zu den städtischen Büchereien mit virtuellen Zweigstellen im Internet. Dieses Bildungsangebot führt zu Spitzenwertungen Wiens – sei es durch die UNO Habitat Studie oder die gerade erschienene Mercer Studie, die Wien weltweit als Nr. 1 in Lebensqualität auszeichnet.

Stadt  Wien
Wien ist anders.

Ehre den Toten von Rechnitz

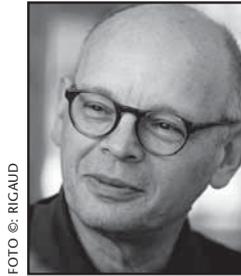


FOTO ©: RGAUD

VON PETER MENASSE

Gedenkrede am Kreuzstadl in Rechnitz für die 180 Juden, die am Palmsonntag 1945 von einer sogenannten Festgesellschaft erschossen oder erschlagen wurden (stark gekürzt und adaptiert).

Die Zahlen der Bilanz des Nationalsozialismus sind so horrend, dass sie sich unserer Vorstellungskraft entziehen. Hinter jeder Position dieser Bilanz steckt ein geraubtes Leben, steckt eine Menschengeschichte, steckt das Verbrechen, dieses Leben und seine Geschichte vernichtet zu haben.

Emotional erfassbar wird das Monster nur, wenn wir über sein Wüten an konkreten Menschen an konkreten Orten erfahren. Rechnitz ist ein solcher Ort. Ein Ort, an dem sich materialisiert, was Zahlen nicht vermitteln können. Ein Ort, an dem wir Trauer spüren und Wut, ein Ort, an dem wir aber auch reflektieren müssen, wie Unrecht entstanden ist, wie auch jederzeit neues Unrecht entstehen könnte.

Das ist unsere Aufgabe, wenn wir den Toten unseren Respekt erweisen, eine Wiederholung der Mordgeschichte zu verhindern, in welcher Form sie auch immer ihr Haupt erheben will.

Ich sage hier, was viele vor mir schon gesagt haben: Ich verneige mich vor den Opfern von Rechnitz. Und ich sage auch, wie viele vor mir: Nie wieder! Dabei aber will ich es nicht bewenden lassen. Wir sind bis heute nicht weit genug gekommen in der Analyse dessen, was zu tun ist, um dieses „Nie wieder“ fest in unserem gesellschaftlichen Leben zu verankern und zu dessen Grundprinzip zu machen.

Wenn wir erkennen, dass viele nicht wussten, wie sie Widerstand hätten leisten können, noch lange bevor die Mordmaschinerie angeworfen war, dann wissen wir, dass wir darüber nachdenken müssen, wie konstruktiver, der Demokratie dienender Widerstand erlernt werden kann. Wenn wir erkennen, dass viele einer perfekt inszenierten Verführung anheim gefallen sind, dann geht es darum, die Verführer zu entlarven und für eine kritikfähige, mündige Jugend zu kämpfen.

Heute haben wir gewiss keinen Mangel an Informationen über die Verbrechen des Nationalsozialismus. Aber zur gleichen Zeit geht immer stärker der Zusammenhang zwischen dieser inzwischen weit entfernten Geschichte und unserem Hier und Jetzt verloren. Es besteht vielmehr die Gefahr einer Spaltung zwischen den Mahnern und ihrem Gegenpart, den „Gemahnten“. Die einen pflegen das Gedenken und schreiben sich allein die Sache des Guten zu. Die anderen aber stehen draußen und haben nicht teil. Sie werden in die Rolle der Täter gedrängt. So ist es, wenn die Welt in Gut und Böse unterteilt wird, ohne Schattierungen und Begründungen.

Aus dieser Falle kommen wir nur heraus, wenn das Gedenken eine Sache aller wird, wenn viele teilnehmen und ihre Teilnahme auch gewünscht und zugelassen wird.

Unlängst hat einer auf Facebook ein Bild des Sonnensystems gepostet und dazu geschrieben: „Universum. Gaskammern sind viel unbegreiflicher“. Was uns im ersten Moment ein Nicken abringt, darf so nicht stehenbleiben. Wir müssen begreifen, warum Menschen Gaskammern geplant, gebaut, verwendet haben. Wenn es uns nicht gelingt, die Voraussetzungen für das große Morden zu verstehen, können wir uns niemals sicher fühlen.

In jeder Gesellschaft gibt es die Täter, die um der perversen Macht willen Strukturen der Gewalt zu bauen bereit sind, und es gibt einen rohen Bodensatz an Menschen, die bereit stehen, das konkrete Töten dann auch zu übernehmen.

Aber in jeder Gesellschaft gibt es auch eine Mehrheit, auf der die Hoffnung aufgebaut werden muss. Diese Menschen zu stärken, ist unsere Aufgabe.

Keiner von uns weiß, ob er den Mut der Geschwister Scholl gehabt hätte oder den Mut des Franz Jägerstätter. Wenn ein solcher Mut notwendig ist, haben wir den Kampf aber ohnehin schon verloren. Widerstand ist davor, Widerstand ist jetzt.

Aber fragen wir uns kritisch: Wie viele Menschen haben in dieser, unserer friedlichen Gesellschaft den Mut, gegen alltägliches Unrecht aufzutreten? Hierzulande besteht keine Gefahr für Leib und Leben, wenn man gegen Unrecht auftritt. Doch so viele schweigen mutlos. Warum herrscht so viel Angst in unserer Gesellschaft?

Ich sage auch „Nein zu den Wutbürgern“. Sie toben, ohne einen Beitrag zur Veränderung der Gesellschaft zu leisten gegen die demokratisch legitimierten Kräfte und bereiten, auch wenn sie das so nicht wollen, das Feld für Chaoten und Populisten auf. Die richtige Antwort ist nicht die verantwortungsfreie Wut, sondern die Partizipation.

Diese Trauerfeier in Rechnitz ist ein notwendiges Ritual. Denn ohne Ritual kein würdiges Ende, ohne Trauer kein innerer Frieden, aber ohne aktive Beteiligung an der Demokratie keine Sicherheit vor einer Wiederholung des Unrechts.

Ich verneige mich vor den Opfern von Rechnitz.

Diese Rede ist in Langform auf der Homepage www.refugius.at und www.nunu.at nachzulesen.

UNS FREUT

dass das Jüdische Museum Wien unsere Begeisterung im **NU 53** über die London-Ausstellung „Amy Winehouse: Ein Familienporträt“ geteilt und die Schau in einer Adaption nach Wien geholt hat. Die Ausstellung bettet eine große Musikerin, deren tragisches Leben weltweit Schlagzeilen machte, in den Rahmen ihrer Familiengeschichte ein. Anhand von Erinnerungstücken wird die Geschichte dieser rebellischen Künstlerin nacherzählt und dargestellt.

Die Ausstellung ist bis 20. August am Judenplatz unter der kuratorischen Leitung von Elizabeth Selby (Jewish Museum London) und Astrid Peterle (Jüdisches Museum Wien) zu sehen.



FOTO ©: THE WINEHOUSE FAMILY

WIR DENKEN

mit größtem Respekt an Alice Herz-Sommer, eine wunderbare Frau, deren Interview wir im **NU** Nr. 26 im Jahr 2006 veröffentlicht haben. Sie sagte unserem Autor Axel Reiserer am Ende des Gesprächs: „Wissen Sie, das Schöne am Altwerden ist, dass man viel bewusster die Schönheit der Welt sieht. Junge Menschen sehen auch Schönheit, aber durch die Vitalität der Jugend wird alles verdeckt. Aber wenn man alt ist, so sieht man die Wunder des Lebens. Man kann nicht vom Leben alles verlangen. Aber ich glaube, wenn ich nicht mehr sein werde, werden die Menschen mit guten Worten an mich denken.“ Wir von **NU** tun das.

UNS GEFÄLLT

dass das Stift Klosterneuburg seit Jahren die Renovierungen des jüdischen Friedhofs unterstützt. Die Beiträge haben 2008 begonnen,

als der in Klosterneuburg lebende Starregisseur Stefan Ruzowitzky seinen Oscar dem Stift für eine Ausstellung über die historischen Hintergründe des preisgekrönten Films *Die Fälscher* zur Verfügung stellte. Als Dank für die Leihgabe der Oscar-Statuette unterstützte das Stift die Renovierung des Friedhofs mit EUR 10.000,-. Die damals geknüpften Kontakte wurden in der Folge fortgesetzt. Inzwischen beläuft sich die Spendensumme bereits auf insgesamt rund EUR 25.000,-.

UNS ENTSPANNT

das neue Buch von **NU**-Autorin Katja Sindemann *Wiener Orte der Stille. Die schönsten Großstadt-Oasen zum Entspannen*. Es geht um Orte, an denen man in der Stille neue Kraft tanken kann, an denen der Geist zur Ruhe kommt und man Farben und Schönheiten der Natur auf sich wirken lassen kann. (Metroverlag, 160 Seiten, mit Abbildungen, EUR 16,90)

WIR EMPFEHLEN

Endlosschleife, einen neuen Roman von Alexia Weiss, der zwischen Wien und New York spielt. Eine junge Wienerin recherchiert die Geschichte ihrer Wohnung, die in der Nazizeit als Sammelwohnung für Juden verwendet wurde. Dabei stößt sie auf ein Geheimnis, das eine jüdische Familie in eine Identitätskrise stürzt. Die alten, stets aktuellen Fragen treten auf: Kann man im Täterland leben, darf man gar junge Menschen dort sympathisch finden? Viele Wiener Juden werden bei dieser Geschichte an ihre eigene Familie und deren Schicksal denken müssen. (Iatros-Verlag, 164 Seiten, EUR 14,40)

UNS IMPONIERT

eine einmalige Aktion des Bayern-München Fanklubs „Schickeria“. Während des Heimspiels gegen den FC Augsburg zeigten sie folgendes Banner: „75 Jahre nach den Novemberpogromen – Nichts und niemand ist vergessen“. Die frühe Geschichte des heutigen FC Bayern

wurde von Münchner Juden geprägt. Kurt Landauer war bis 1933 dreimal Präsident der Bayern und führte den Klub zur ersten Meisterschaft. Später wurde er von den Nazis verfolgt, ins KZ gesperrt und ins Exil gedrängt. Trotzdem kehrte er nach dem Krieg nach München zurück und baute den FC Bayern wieder auf.

UNS WUNDERT

dass die Schauspielerinnen Scarlett Johansson mit ihrem Werbespot für SodaStream in heftiger Kritik stand, weil SodaStream im Westjordanland eine Fabrik betreibt. Genau genommen in einem C-Areal, das von Israel besetzt, aber auch legal verwaltet wird, was viele nicht wissen. 1300 Arbeiter, davon 500 Palästinenser, arbeiten friedlich und unter gleichen Bedingungen wie in Israel. Das alles hielt viele Kritiker dennoch nicht davon ab, zum Boykott aufzurufen und für eine Schließung der Fabrik zu demonstrieren.

WIR GRATULIEREN

dem Wohltätigkeitsverein Ohel Rachel zu seinem fünfzehnjährigen Bestehen. Seit dem Jahr 1999 ist es sein oberstes Ziel, die Mittel für eine ausreichende Ernährung aller bedürftigen Juden in Wien aufzubringen. Sämtliche Spenden werden zur Finanzierung von Lebensmittelgutscheinen verwendet. Die anonym bleibende Verteilung erfolgt einmal im Quartal. Vor den hohen jüdischen Feiertagen wird die Anzahl der Bons verdoppelt. „In der jüdischen Religion ist Wohltätigkeit eine Pflicht“, betont Renate Erbst, Gründerin und Obfrau des Vereins. Der Verein wurde erstmals im Jahr 1922 als „Ohel Rachel Verein zur unentgeltlichen Ausspeisung jüdischer Notleidender in Wien“ gegründet und existierte in dieser ursprünglichen Form bis 1938. Die diesjährige Jubiläumsfeier hat im Wiener Rathaus stattgefunden. (www.ohel-rachel.at)





FOTO ©: JACQUELINE GODANY

IOAN HOLENDER
SEITE 16



FOTO ©: MARK ABRAMSON

MARC SCHNEIER
SEITE 31

Leitartikel Peter Menasse 3

AKTUELL

Stefan Ruzowitzky über seinen neuen Film *Das radikal Böse* 6

Ein roter Faden: Die Versäumnisse der österreichischen Justiz im Umgang mit den NS-Verbrechen 12

Auf Roosevelt Island in New York entsteht der „Cornell NYC Technion Campus“ 14

UNTERWEGS MIT

Ioan Holender spricht über die Oper und seine wahre Leidenschaft: Das Tennisspiel 16

NAHOST

Die israelische Gesellschaft durchlebt zurzeit Reformen, die nicht wenige als Revolution empfinden 20

ZEITGESCHICHTE

Die Fans der Tottenham Hotspurs haben sich das jüdische Erbe zum Identifikationsmerkmal gesetzt 23

Die Ähnlichkeit des Brauersterns mit dem Davidstern ist Zufall – trotz jüdischer Bierbrautradition 25

JÜDISCHES LEBEN

Nach jahrelangem Tauziehen um die Zukunft des „Alef-Alef“ steht nun ein Neustart bevor 26

Ein Rückblick auf die lange Tradition der jüdischen Bälle, von den ersten Bal Parés bis zum heutigen Wizo-Ball 29

office@nunu.at

Marc Schneier, einer der einflussreichsten Rabbiner der USA, im Gespräch mit **NU** 31

In Wien meistern orthodoxe Jüdinnen so manche Hürden. Jetzt gibt es auch wieder eine Scheitelmacherin 34

SERIE JÜDISCHE MUSEEN

Das jüdische Museum Warschau 36

SCHACH

Robert James Fischer – Genie und Rüpel, Jude und Antisemit 40

KULTUR

Ein Leben, gepflastert mit Erfolgen und Friedensbemühungen: Daniel Barenboim 42

REZENSION

Intrige von Robert Harris 46

Jerusalem. Das Kochbuch von Yotam Ottolenghi und Sami Tamimi 48

STANDARDS

Rätsel 50

Engelberg 51

Kohnversationen 52

In eigener Sache 53

Unsere Autoren 54

Dajgezzen & Chochmezzen 55

Impressum 56

www.nunu.at

Liebe Leserin, lieber Leser,

einleitend möchten wir Ihnen eine für unsere Redaktion hoch erfreuliche Information nicht vorenthalten:

Alle unsere **NU**-Ausgaben, beginnend mit der allerersten Nummer, werden seit Neuestem durch die Österreichische Nationalbibliothek über ANNO (<http://anno.onb.ac.at>), den virtuellen Zeitungslesesaal der ONB, einem breiten Publikum zugänglich gemacht. Wir sind natürlich stolz darauf, dass wir mit unseren Beiträgen auch für zukünftige Generationen erreichbar sein werden.

Als zweites und nicht weniger Wichtiges bitten wir Sie, uns mit Ihren wertvollen Spenden zu unterstützen. Wir nehmen sehr gerne die 15 Euro (oder mehr) für das Jahres-Abo und Ihre Spenden an. Sie zeigen uns damit, dass Sie die Arbeit und Mühe unseres Redaktionsteams schätzen und dies erfüllt uns mit großer Zufriedenheit!

Unsere Bankverbindung:
Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
IBAN: AT78 1100 0085 7392 3300
BIC: BKAUATWW

In dieser Ausgabe haben wir einen Schwerpunkt über heutiges, jüdisches Leben für Sie recherchiert und vorbereitet. Erfahren Sie, warum eine junge orthodoxe Jüdin Kleider der Modedesignerin Lena Hoschek trägt und lesen Sie über die lange Geschichte der jüdischen Bälle. Außerdem geben wir Ihnen einen Vorgeschmack auf ein koscheres Restaurant, das in Wien demnächst eröffnen wird. Bemerkenswert ist auch das Interview mit einem Rabbiner mit wienerischen Wurzeln: Marc Schneier gilt als einer der einflussreichsten Rabbiner der USA.

Unser Chefredakteur Peter Menasse hat Ioan Holender für unsere Serie „Unterwegs mit“ getroffen. Er hat sich mit ihm nicht – wie zu erwarten wäre – in der Oper, sondern am Tennisplatz unterhalten.

Martin Engelberg hat in einem Interview mit dem Oscarpreisträger Stefan Ruzowitzky über die grausame Vergangenheit Österreichs und Deutschlands gesprochen und darüber, wie die neue Generation darauf reagiert.

Auf den Begriff Generation möchte ich in diesem Editorial noch einmal hinweisen. Die Weitergabe von Wissen, Tradition und Werten an die Kinder begleitet uns Juden seit mehr als fünftausend Jahren. Das begründet gewissermaßen die Existenz des jüdischen Volkes, wie es auch in dem schönen Lied *L’Dor Vador, Von Generation zu Generation*, zu hören ist.

Ich wünsche Ihnen ein prachtvolles Pessachfest und dass Sie es an einem Sedertisch mit Ihren Familien, mit mehreren Generationen verbringen können.

Ida Labudović
Chefin vom Dienst

„Das radikal Böse“ – ein Film von Stefan Ruzowitzky

Es ist unsere Verantwortung, zu versuchen zu verstehen, was Menschen anderen Menschen anzutun imstande sind, um es für die Zukunft möglichst zu verhindern. Stefan Ruzowitzkys Film *Das radikal Böse* ist ein ausgezeichnete Weg dazu.

VON MARTIN ENGELBERG (TEXT) UND MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER (FOTOS)



„Die Auseinandersetzung mit den historischen, soziologischen, psychologischen Rahmenbedingungen ist immer etwas anderes als eine moralische Bewertung.“

Es sind zwei Facetten, denen der Film des österreichischen Oscarpreisträgers Ruzowitzky nachgeht: Erstens die monströse Tatsache, dass zirka zwei Millionen jüdische Menschen – also ein Drittel aller Holocaustopfer – über einen Zeitraum von etwa zwei Jahren, einzeln, mit Pistolen und Gewehren, erschossen wurden. Der Film zwingt einen, sich zu vergegenwärtigen, dass z. B. alle Bewohner einer Stadt wie Bregenz, oder des gesamten 7. Wiener Gemeindebezirks Neubau, also jeweils ca. 30.000 Menschen, in einem Zeitraum von lediglich 36 Stunden abgeführt und am Stadtrand erschossen werden; wirklich alle – Männer, Frauen, Kinder, Säuglinge. So geschehen in Babi Jar bei Kiew am 29. und 30. September 1941.

Die zweite Facette ist vielleicht noch viel schwerer zu erfassen: Wie war es möglich, dass diese Morde – wie sich später herausstellte – zumeist von ganz normalen, psychisch gesunden Menschen, liebenden Familienvätern und unauffälligen Söhnen verübt wurden?

Stefan Ruzowitzky dazu im Interview mit **NU**: Obwohl ich Geschichte studiert habe, schrammt man irgendwie an diesem Thema vorbei. Also die Wehrmachtausstellung habe ich natürlich mitbekommen, ich wusste dass die Wehrmacht auch nicht unbefleckt, sondern an schrecklichen Dingen beteiligt war. Dass die Wehrmacht und die SS, schreckliche Dinge getan haben, das kann man als bekannt voraussetzen. Aber dass es ein systematischer Genozid in dieser Dimension war, das war mir davor auch nicht so bewusst gewesen. Und natürlich waren dann die Soldaten, die daran beteiligt waren, interessanter als das KZ-Personal. Das KZ-Personal, das war eine stark ideologisierte kleine Gruppe von Menschen, die da beschäftigt waren, während bei den Einsatzgruppen es ganz viele, ganz normale Menschen gab. Da drängt sich die Frage auf, wie man so viele normale Menschen dazu bringt, so etwas Schreckliches zu tun.

Menschliche Abgründe zu verstehen und für die Zukunft sicherzustellen, dass so etwas nicht mehr geschehen kann – deshalb sollte sich jeder mündige Bürger diesen Film ansehen.

Haben Sie eine Antwort gefunden?

Ich glaube, dass es zu spät ist oder falsch wäre, darauf zu hoffen, dass es in dieser Situation, wie wir es im Film beschreiben, genügend Leute gibt, die Zivilcourage haben werden und bei denen sich irgendwie ein moralisch-ethisches Empfinden durchsetzt. Man muss zu einem Zeitpunkt politisch arbeiten wo es funktionierende demokratische Institutionen, eine funktionierende freie Presse gibt.

Was bedeutet das für heute?

Also wenn man immer beklagt, dass es so wenig Zivilgesellschaft gibt hierzulande, die jetzt auch gegen gewisse Tendenzen, wie sie die FPÖ vertritt, auftritt, dann denke ich mir, ist man als Filmemacher auch aufgefordert, in irgendeiner Form mal Stellung zu beziehen, wohl wissend, dass man damit die Welt nicht aus den Angeln heben wird, aber einfach – das ist mein Gebiet und dann dachte ich, es bietet sich an, da Stellung zu beziehen oder von sich zu geben.

Stefan Ruzowitzky hat ein psychologisch-soziologisch-politologischer Zugang zu diesem Thema interessiert. Die Frage nach der Motivation, warum manche Menschen gewisse Dinge, Gutes oder Böses, tun. Ob sie in diesem Moment realisieren, dass sie Böses tun. Interessant findet er jene „Bösewichte“, die dabei glauben, Gutes zu tun. Ruzowitzky stellt sich diesen Aufgaben bravourös.

NU: Kann jeder von uns möglicherweise in die Situation kommen, Teil einer Mördermaschinerie zu werden? Die nächste Frage, die man sich dann stellt ist: Es waren hauptsächlich Deutsche und Österreicher, die das gemacht haben, ist das zufällig? Ruzowitzky: Nein, das natürlich nicht. Das ist natürlich die Gefahr bei so einem Zugang, deswegen habe ich auch am Ende und Anfang



Stefan Ruzowitzky (*1961 in Wien) ist ein österreichischer Filmregisseur und Drehbuchautor. Sein Spielfilm *Die Fälscher* wurde 2008 mit dem Oscar für den besten fremdsprachigen Film ausgezeichnet. Sein neuester Film *Das radikal Böse* hatte im Jänner 2014 Premiere und läuft derzeit im In- und Ausland in den Kinos.

stark darauf Bezug genommen. Es gibt Phänomene wie Gruppenzwang, Konformitätsdruck, aber deswegen wird nicht jeder zu einem Massenmörder und zu einem Beteiligten an einem Genozid. Genozid ist dann schon was, was aufgrund gewisser historischer Rahmenbedingungen entsteht und wo es einen politischen Willen gibt, der das ganz gezielt vorantreibt und das war eben beides damals in Deutschland und Österreich der Fall. Das menschliche Potenzial ist enorm in dieser Richtung, aber dass es zu so etwas kommt wie dem Holocaust, dazu bedarf es mehr. Das entsteht nicht einfach so von selbst aufgrund eines diffusen Volkswillens.

Die Frage, die da aber noch weiter geht ist: Hätte das auch woanders stattfinden können?

Der Sozialpsychologe Professor Baumeister sagt im Film: Ob Amerika-

ner so etwas auch machen würden, ja! Ob aber die Rahmenbedingungen im heutigen Amerika entstehen könnten, da wäre er optimistisch. Und ich würde mich ihm im Großen und Ganzen anschließen. So etwas kann sich natürlich relativ schnell wandeln. Ich kann mich erinnern, vor ein paar Jahren, wie ich dermaßen schockiert war, als es diese Diskussion gab: Folter unter gewissen Bedingungen und wenn das ganz Böse sind, ist eigentlich eh okay. Ich dachte: Das ist doch irgendwie Mittelalter, was wir eigentlich schon längst abgelegt haben. Also ich glaube solche Entwicklungen gehen relativ schnell.

Der andere Gedanke, der auch sehr viel diskutiert wurde, ist: Indem man versucht, die Soldaten zu verstehen, entschuldigt und entschuldigt man sie damit nicht?

Das ist natürlich das größte Problem. Daher haben wir es auch im Film thematisiert. Die Experten, die sich mit Täterforschung beschäftigen meinten: Egal wie man es dreht und wendet, die Auseinandersetzung mit den historischen, soziologischen, psychologischen Rahmenbedingungen ist immer etwas anderes als eine moralische Bewertung. Für den Einzelnen war es das scheinbar bequemste, einfach mitzumachen und sich nicht den Luxus einer eigenen Meinung, einer eigenen moralischen Position zu leisten, das sind Rahmenbedingungen, aber man hat es nicht machen müssen und das ist da der ganz große Unterschied.

Die Sache mit Täterforschung ist natürlich überhaupt jetzt gerade im Fall mordender Einsatzgruppen eine zwiespältige, denn einerseits – das ist die Position von Père Desbois (Anm. d. Red.: franz. Pater und Genozidforscher), der sagt: Die Opfer der Einsatzgruppen, das ist noch einmal eine große Schande für die Menschheit, weil sie völlig vergessen sind.



„Da drängt sich die Frage auf, wie man so viele normale Menschen dazu bringt, so etwas Schreckliches zu tun.“

Wir wissen nicht, wer sie waren, es gibt keine Grabmäler, keine Denkmäler, keine Erinnerungen, wir wissen nicht, wie viele das waren. Die Täterforschung ist, womit wir uns auseinandersetzen müssen, weil dass die KZ-Opfer zu bedauern und zu beklagen sind, das würde jeder unterschreiben. Da kann man sich finden, das ist höchst unverfänglich. Sobald ich mich mit den Tätern beschäftige, und das sind hier in Österreich und Deutschland nun mal unsere Großväter und unsere Urgroßväter, wird das viel heikler und es sind Institutionen, die es immer noch gibt, die da beteiligt waren. Das wurde aus guten Gründen lange Zeit verschleppt. Und deswegen sind das eben – wie die Wehrmachtausstellung damals – Dinge, die viel mehr Protest und Widerstand hervorrufen.

Tatsächlich gelingt es Ruzowitzky in diesem Film, die gesamtgesellschaftliche Dynamik dieser schrecklichen Zeit zu beschreiben, die Verhetzung, phantasierte Bedrohung, die schrittweise Entrechtung, Entwürdigung und schließlich Entmenschlichung und Dämonisierung der Juden durch die Nazis. In scharfen Analysen beschreiben dann im Film Historiker, Psychologen und auch ein Priester wie das Unvorstellbare geschehen konnte: Da waren der Gruppendruck, die Auftragserteilung von oben und die damit verbundene Zerstreung der Verantwortung, der Triumph des Sieges und das Gefühl, nicht falsch liegen zu können. Dann geschahen die ersten Massaker, beim weiteren Morden trat ein Gewohn-

heitseffekt ein, es wurde zur Normalität, die Erschießungen geschahen am helllichten Tag, es sahen viele Menschen zu und nichts geschah den Tätern. Durch Dehumanisierung wurde – trotz körperlicher Nähe zu den Opfern – eine psychologische Distanz zu ihnen geschaffen. So manche Soldaten gerieten in einen Blutausch und phantasierten, sie müssten auch die jüdischen Kinder unbedingt töten, weil sie sich sonst rächen würden und alles endete mit weit verbreitetem Selbstmitleid der Täter.

Das Einbeziehen der Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen wie des „Milgram“- oder des „Stanford-Experimentes“ zeigt, dass diese Dynamiken bei allen Menschen auslösbar sind, die Täter jedoch damit nicht von ihrer individuellen Verantwortung befreit sind. Denn: Der Film zeigt auch sehr deutlich, dass es den Soldaten sehr wohl möglich war, Nein zu sagen, ohne schlimmere Strafen befürchten zu müssen.

Die Lehre aus dem Film: „Ich glaube nicht, dass wir die Natur des Menschen ändern können, wir können aber sehr wohl die politische Kultur ändern“, sagt der Historiker Browning im Film. Menschliche Abgründe zu verstehen und für die Zukunft sicherzustellen, dass so etwas nicht mehr geschehen kann – deshalb sollte sich jeder mündige Bürger diesen Film ansehen.

Der Film erschlägt den Zuschauer nicht – trotz dieser monströsen Fra-

gen – und trägt Ruzowitzky in österreichischen Kritiken sogar den besserwischerischen Vorwurf ein, zu vereinfachen und nur einen geringen Erkenntniswert erbracht zu haben.

Ruzowitzky: Es gibt viele Filme über diese Themen, die gut gemeint sind, aber wo man weiß, eigentlich ist es fad und eigentlich erreiche ich damit niemanden. Ich hatte immer das Gefühl, dass seitens der jüdischen Gemeinschaft oder auch von Holocaustopfern das oberste Prinzip war: Nicht vergessen und darüber reden. Worauf man aber heute stößt, ist der Gedanke, dass wenn über den Holocaust gesprochen wird, dann muss das auf höchstem akademischen Niveau in sehr elitären Kreisen, weil das gemeine Volk kann das gar nicht fassen, und das finde ich besonders blöd oder damit kann ich besonders wenig anfangen.

Erreicht der Film die richtigen Leute?

Es ist immer das Problem bei Filmen, die auf irgendeine Art politisch sind, dass man in erster Linie die Leute erreicht, die ohnehin derselben Meinung sind. Also ich glaub' jetzt nicht, dass Neonazi-Abordnungen sich den Film anschauen werden. Was ich weiß ist, dass sehr viele Schüler hingehen ...

Wie wird er bis jetzt rezipiert? Also wie sind die Zuschauerzahlen?

Viele Schulen kommen laufend. Das ist in Österreich um einiges besser als in Deutschland im Allgemeinen. Ich schätze, wir werden jetzt so auf 15.000 Zuseher kommen, was für einen

Der Film zwingt einen, sich zu vergegenwärtigen, dass z. B. alle Bewohner einer Stadt wie Bregenz, oder des gesamten 7. Wiener Gemeindebezirks Neubau, in einem Zeitraum von lediglich 36 Stunden abgeführt und am Stadtrand erschossen werden.

Dokumentarfilm mit so einem Thema okay ist.

Gibt es Interesse von Schulen?

Ich glaube eben, dass so ein Film jetzt auch für Schulen oder Schüler auf eine Weise rezipierbar ist ohne große Vorbereitung, weil der Film ja wirklich sehr versucht, sie dort abzuholen, wo sie sind. Also es ist jetzt keine Geschichtsdokumentation, wo man Vorwissen braucht, wo man sich eingelezen haben muss, sondern, ich glaube, es geht halt sehr direkt hinein, weil es um Fragen geht, wie Gruppendruck, Zivilcourage, ... Das sind Dinge, die Jugendliche gerade in dem Alter ohnehin beschäftigen, wo sie sich auf einem anderen Level damit auseinandersetzen, ohne zu sagen: So, ich mache jetzt meine antifaschistischen Pflichtübungen. Bei einer Vorstellung des Films im Gartenbaukino waren über 700 Schüler anwesend. Also das war wirklich das erste Mal, dass ich so

ein junges Publikum gehabt habe und die waren alle unglaublich aufmerksam, konzentriert. Besonders überrascht hat mich, dass im Anschluss an den Film eine sehr lebhaft

kussion zwischen den Schülern und Schülerinnen und mir entstanden ist. Das heißt, der Film hat sie gepackt, hat sie nicht erschlagen. Das finde ich schon sehr erbauend.



Stefan Ruzowitzky im Gespräch mit Martin Engelberg: „Ich glaub’ jetzt nicht, dass Neonazi-Abordnungen sich den Film anschauen werden. Was ich weiß, ist, dass sehr viele Schüler hingehen.“

Adalbert-Stifter-Straße 18 T 43 1 33106 150 E bildung@jbbzat DVR: 0985911
 A-1200 Wien F 43 1 33106 333 H www.jbbzat ISO-Zertifiziert nach 9001:2008 - Nr. 1814/0

JBBZ
 Jüdisches Berufliches Bildungszentrum

AMS Der Vorstand und die MitarbeiterInnen des JBBZ
 wünschen Ihnen allen Pessach Sameach!

„Der Anständige“

VON MARTIN ENGELBERG

Fast gleichzeitig mit Ruzowitzkys Film *Das radikal Böse* wurde bei der Berlinale im Februar 2014 die Dokumentation *Der Anständige* uraufgeführt. Die israelische Regisseurin Vanessa Lapa stützt sich dabei auf die Briefe Heinrich Himmlers an seine Frau Margarete, die vor einigen Jahren in Israel aufgetaucht sind. Sie beschreibt Himmler, den Reichsführer-SS und Hauptverantwortlichen für die Shoah, als herrschsüchtigen Bürokraten, der sich völlig im Klaren darüber war, dass er schreckliche, unmenschliche Dinge angeordnet hat, dabei aber immer wieder die Tugend der Anständigkeit hervorhebt – daher auch der Titel.

Die israelische Regisseurin verzichtet gänzlich auf Interviews mit Historikern oder Überlebenden. „Die Monstrosität von Heinrich Himmler erschließt sich glasklar – egal ob er einen Brief an seine Frau schreibt oder an seine Tochter, oder ob er einen Befehl gibt. Das ist wie Schwarz und Weiß – keine Grautöne. Da bleibt kein Raum für Zweifel“, sagt Lapa in einem Interview und nennt den Film „postdokumentarisch“.

Dieser Zugang war deutschen Fernsehkanälen wohl zu gewagt. Sie zogen daher die Finanzierung zurück. Daraufhin sprang der Wiener Unternehmer Martin Schlaff ein. Im Gespräch mit **NU** wiederholt er seine Aussagen aus einem Interview mit der Zeitschrift *Profil*.

Martin Schlaff: „Ich glaube, dass man dieses Phänomen der Geschichte – wenn man es als solches bezeichnen will – in allen denkbaren Facetten beleuchten und zu erklären versuchen soll. Beim Film über Himmler haben die deutschen

Sender den Regiezugang von Frau Lapa aber anscheinend als zu verweigen gefunden: Sie will den Zuseher mit Fakten konfrontieren, keinerlei Erklärungen von Historikern dazustellen und keinerlei Einflussnahme auf die Meinungsbildung der Zuseher vornehmen. Typischerweise würde in so einem Film hundertmal betont werden, welches Monster Heinrich Himmler gewesen ist. Darauf verzichtet die Regie von Vanessa Lapa. Sie erzählt die Geschichte, zeigt die Fakten und überlässt die Schlussfolgerungen den Zusehern. Ich weiß, dass die deutschen Sender gefürchtet haben, der eine oder andere könnte zu falschen Schlussfolgerungen kommen, wenn man seine Meinungsbildung nicht unterstützt.“, und dann weiter: „Und es heißt auch, zu verstehen, dass ein ganz normaler Biedermann und ordentlicher Familienvater in sich diesen Sadismus, diese Menschenverachtung und dieses Potenzial zum Massenmörder in einer historisch kaum dagewesenen Situation tragen kann. Nur weil ein Mensch sich ganz normal benehmen kann, können wir uns nicht darauf verlassen, dass er nicht zu den abscheulichsten Untaten fähig ist.“

Stefan Ruzowitzky findet den Film *Der Anständige* weniger interessant. „Dass der Himmler berichtet, dass er Blähungen gehabt hat, und überlegt, was er seinem Kind zu Weihnachten kauft, das hat nichts mit der Banalität des Bösen zu tun. Der Himmler war kein Dämon aus der Hölle, sondern insofern ein ganz normaler Mensch, der hat natürlich Blähungen gehabt und sich überlegt, was er zu Weihnachten machen soll. Das hat jetzt aber nicht mit der Natur der Verbrechen zu tun, die er begangen hat. Und, wie gesagt, da find ich es dann einfach persönlich interessanter eben

über diese normalen Menschen, die nicht unbedingt fanatisiert waren, wie das bei denen gelaufen ist, als halt so diese einzelnen Oberschurken rauszupicken. Wie er sich selber gesehen hat“.

NU: Aber jedenfalls ist es so, dass beide Filme letztlich dieser neuen Generation von Filmen angehören, die versuchen, mit einer Distanz besser zu verstehen, was da passiert ist.

Ruzowitzky: Ja, das sehe ich auch so, weil viele, glaube ich, Prinzipien, Tabus, die es gegeben hat in diesem Bereich, gerade auch in populärwissenschaftlichen Darstellungen, einfach damit zu tun hatten, dass es einerseits die lebenden Opfer zu schützen und andererseits die lebenden Täter an ihre Verantwortung, an ihre Schuld zu erinnern galt. Und es wird natürlich auch mit dem Holocaust so sein, dass das irgendwann einmal Geschichte wird, dass es Generationen gibt, die da keinen direkten Bezug mehr haben. Ich habe eh öfters in Diskussionen auch von meinen Töchtern gesprochen, die die Urgroßeltern, die halt so die klassischen Vertreter der Tätergeneration waren, nie mehr kennengelernt haben und die über fünfzig Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs geboren worden sind. Für die ist das Geschichte und meine ältere Tochter, die hat jetzt noch einen Zeitzeugen in der Schule gehabt und fand das ganz toll und beeindruckend, aber das wird es bald nicht mehr geben und im großen Stil gibt es das nicht mehr, irgendwann wird das auch Geschichte sein, im Sinne von etwas, das lange vor meiner Zeit passiert ist und wo ich keinen emotionalen Bezug mehr dazu habe.



Friedrich Wilhelm von Schadow, Detail aus «Portrait des Felix Schadow», um 1830
© LICHTENSTEIN, The Princely Collections, Vaduz-Vienna

Das Wertvollste bewahren. Über Generationen.

Als erfahrener Partner für Vermögensverwaltung und -nachfolge tragen wir langfristig Sorge für Ihre Vermögenswerte. Auch für Ihre Nachkommen.

Wir freuen uns auf ein persönliches Gespräch.

LGT Bank Österreich

Wien 01 227 59-0

Salzburg 0662 2340-0

LGT. Ihr Partner für Generationen. In Wien, Salzburg und an mehr als 20 weiteren Standorten weltweit. www.lgt.at



Private
Banking



JETZT TESTEN
2 HEFTE
GRATIS

Perspektive
wechseln

www.datum.at/abo

DATUM
Magazin für Politik
und Gesellschaft

Österreichs „kalte Amnestie“ für NS-Täter

Das laufende Verfahren gegen einen ehemaligen Auschwitz-Wächter zeigt einmal mehr: Die Versäumnisse der österreichischen Justiz im Umgang mit NS-Verbrechen sind ein roter Faden in der Geschichte der Zweiten Republik.

VON DAVID RENNERT

Im November 2013 stellten die Grünen eine parlamentarische Anfrage an die damalige Justizministerin Beatrix Karl (ÖVP). Betreff: Die laufenden Ermittlungen gegen den mutmaßlichen KZ-Wächter Johann H. In 24 Punkten verlangten die Abgeordneten Aufklärung. Über den Verlauf und den Stand des bisherigen Ermittlungsverfahrens, über die Erstellung historischer und psychologischer Gutachten, aber auch allgemein über justizielle Maßnahmen zur Strafverfolgung österreichischer NS-Kriegsverbrecher. Tatsächlich mutet das behördliche Vorgehen fragwürdig an.

Die Ermittlungen gegen Johann H. wegen des Verdachts auf Beihilfe zum Mord laufen seit Anfang 2012, ins Rollen gebracht durch Recherchen und eine Anzeige zweier Privatpersonen. Ein Enkel des heute 90-jährigen H. hatte auf einer Feier erwähnt, sein Opa sei Wärter in Auschwitz gewesen. Einer der Anwesenden wurde stutzig – und stellte mit einem Freund Nachforschungen an. Wie sich herausstellte, handelt es sich bei besagtem Großvater um Johann H., einen ehemaligen SS-Mann, der zwischen November 1942 und November 1944 in einer Kompanie des „SS-Totenkopf-Sturmbannes“ im KZ Auschwitz tätig war. Dann war er in einem Nebenlager des KZ-Buchenwald eingesetzt. Sein Name scheint auf Personallisten ebenso wie auf Kriegsverbrecherlisten der Alliierten auf.

Seit 1978 unbehelligt

Den österreichischen Behörden war das längst bekannt – spätestens seit 1978. Denn in diesem Jahr wurde der 1923 im damals kroatischen Ruma geborene Donauschwabe als Zeuge im letzten Frankfurter Auschwitz-Prozess einvernommen. In seiner Aussage gab er zu, im besagten Zeitraum „Dienst beim Lager Birkenau“ versehen zu haben, innerhalb des Vernichtungslagers sei er aber nicht eingesetzt gewesen. Die Einvernahme führten Beamte des österreichischen Innenministeriums durch. Aus ihrer Sicht war die Sache



Wien 1966: Demonstration gegen den Freispruch im zweiten Prozess des Eichmann-Gehilfen Franz Novak.

damit offenbar erledigt. Welche konkrete Rolle H. im nationalsozialistischen Vernichtungssystem gespielt hat, interessierte niemanden. Er lebt seit Jahrzehnten unbehelligt bei Eferding in Oberösterreich.

Aufgrund der Anzeige wird nun seit Anfang 2012 doch noch gegen ihn ermittelt. In Anbetracht seines fortschreitenden Alters allerdings mit bemerkenswert geringem Eifer: Nach einem halben Jahr wurde der Beschuldigte erstmals einvernommen, ein weiteres Jahr verging, bis ein Gutachten über seine Verhandlungsfähigkeit in Auftrag gegeben wurde. Verhandlungsunfähig, hieß es dann im Oktober 2013. Der Auschwitz-Einsatz ist den Behörden seit über 35 Jahren bekannt, wieso wurde nicht schon viel früher ermittelt? Und wieso ließ man ab 2012 dermaßen viel Zeit verstreichen, ehe man die Prozesstauglichkeit des alten Mannes prüfte, die mit jedem Tag unwahrscheinlicher wurde? Ein Verdacht drängt sich auf: Möglicherweise wurde auf einen „biologischen Ausgang“ des Verfahrens spekuliert.

Schlussstrich und Reintegration

Es ist bis dato der letzte, aber keineswegs einzige derartige Fall, bei dem sich die österreichischen Behörden vor allem durch eines auszeichneten: Untätigkeit. Tatsächlich offenbart ein Blick auf den justiziellen Umgang der Zweiten Republik mit NS-Tätern eine

Die Ermittlungen gegen Johann H. wegen des Verdachts auf Beihilfe zum Mord laufen seit Anfang 2012, ins Rollen gebracht durch Recherchen und eine Anzeige zweier Privatpersonen. Ein Enkel des heute 90-jährigen H. hatte auf einer Feier erwähnt, sein Opa sei Wärter in Auschwitz gewesen.

Vielzahl von skandalösen Freisprüchen, viel zu spät erhobenen Anklagen und versandeten oder überhaupt nie angestregten Verfahren. Diese Tendenz zeichnete sich schon unmittelbar nach dem Krieg ab: Noch während von 1945 bis 1955 unter Anwesenheit der Alliierten die außerordentlichen Volksgerichte mit der Ahndung spezifischer NS-Verbrechen betraut waren und in dieser Hinsicht Enormes leisteten, wurde ein „Schlussstrich“ unter die Vergangenheit und damit auch unter die Strafverfolgung der ehemaligen Nationalsozialisten gefordert.

1949 setzte der parteipolitische Wettlauf um deren Wählerstimmen voll ein: Erstmals war knapp eine halbe Million ehemaliger NSDAP-Mitglieder wieder zur Nationalratswahl zugelassen, eine Wählerschaft, die mehrheitsentscheidend sein konnte. Vor diesem Hintergrund setzten sich auch Politiker der großen Parteien SPÖ und ÖVP zunehmend für die Amnestierung verurteilter NS-Täter und den Verzicht auf weitere Verfahren ein. Bis 1955 scheiterte dies noch am Widerstand der Alliierten. Nach deren Abzug ging es jedoch schnell: Die Volksgerichte wurden abgeschafft, ihre gesetzlichen Grundlagen aufgehoben, umfassende Amnestiegesetze beschlossen.

Ahndung durch Geschworenengerichte

Für die Ahndung von NS-Verbrechen waren von nun an Geschworenengerichte zuständig. Doch mit dem Ende der Volksgerichte sank nicht nur die Zahl der verhandelten Fälle dramatisch. Den Staatsanwaltschaften gelang es auch immer seltener, Schuldsprüche zu erreichen – selbst in Fällen, in denen absolut kein Zweifel über die Schuld der Angeklagten bestand. Die Gründe dafür waren vielfältig: Viele typisch nationalsozialistische Verbrechen sind rechtlich schwer fassbar – man denke an die auf unterschiedlichsten Ebenen Be-

teiligten am umfassenden Deportations- und Vernichtungssystem. Oft zeigte sich auch, dass Geschworene der komplexen juristischen Materie nicht gewachsen waren. Zudem war die personelle Kontinuität zum Nationalsozialismus im Justizbereich besonders hoch.

Mit der Zeit akzeptierten die Geschworenengerichte die Verteidigungsstrategie des Befehlsnotstands immer häufiger als Strafausschlussgrund. Sogar auf Grundlage des sogenannten Putativnotstands wurden Freisprüche gefällt: Dieser bezeichnet die irrtümliche Annahme, unter Befehlsnotstand gehandelt zu haben. So wurde etwa 1970 der ehemalige Gaswagenfahrer Josef Wendl in Wien von der Anklage des Mordes an etwa 300 Menschen freigesprochen, obwohl er geständig war. Die Geschworenen sahen zwar als erwiesen an, dass er die Taten nicht unter Befehlsnotstand begangen hatte – sie gestanden ihm jedoch zu, dies nicht gewusst zu haben. Es war nur einer von vielen skandalösen Freisprüchen. Um einige bekannte zu nennen: Franz Novak, Franz Murer, Walter Dejaco und Fritz Ertl. In den Prozessen, die häufig international Schlagzeilen machten, ging es meist nicht um die Ermordung der Opfer, sondern fast ausschließlich um die Frage des Befehlsnotstandes.

Letzte Zäsur

Zwischen 1955 und 1975 wurden insgesamt 48 Personen wegen NS-Tötungsverbrechen angeklagt. 23 wurden freigesprochen, in fünf Fällen wurde das Verfahren ohne Urteil eingestellt, lediglich 20 Personen wurden rechtskräftig verurteilt. Vor diesem Hintergrund vollzog sich das, was Simon Wiesenthal als „kalte NS-Amnestie“ bezeichnete: Die informelle Einstellung der Strafverfolgung. Die politische Entscheidung zu diesem endgültigen „Schlussstrich“ fiel in die Verantwortung des langjäh-

rigen Justizministers Christian Broda (SPÖ). Alles deutet auf eine Weisung Brodas hin, auf künftige Anklagen zu verzichten. In zahlreichen bereits verhandelten Fällen behinderte das Justizministerium die Staatsanwaltschaften nachweislich, Rechtsmittel gegen Freisprüche einzulegen.

Brodas Linie wurde offenbar äußerst konsequent beibehalten: Seit dem Freispruch des ehemaligen KZ-Aufsehers Johann Vinzenz Gogl im Jahr 1975 erging in Österreich kein einziges rechtskräftiges Urteil wegen NS-Tötungsverbrechen. Gegen wie viele Personen seither ermittelt wurde, ist unklar. Einmal noch stand ein Beschuldigter vor Gericht: 1999 wurde der Wiener Arzt Heinrich Gross des Mordes an Kindern in der Euthanasieanstalt „Am Spiegelgrund“ angeklagt. Vorwürfe gegen ihn waren seit Ende der 1940er-Jahre bekannt, doch diese waren der Karriere des politisch bestens vernetzten Arztes nicht abträglich. Die Hauptverhandlung gegen Gross wurde noch am ersten Tag wegen Verhandlungsunfähigkeit abgebrochen und nicht wieder aufgenommen.

Wettlauf gegen die Zeit

Ende Jänner 2014 beantwortete nun der Justizminister Wolfgang Brandstetter (parteilos), der inzwischen das Justizressort von Karl übernommen hat, die parlamentarische Anfrage zum Fall Johann H. „Mir ist bewusst, dass sich die Justiz in einem Wettlauf gegen die Zeit befindet und die vor allem für das letzte Quartal des vorigen Jahrhunderts einzugestehenden Versäumnisse vielfach nicht mehr aufgeholt werden können“, heißt es dort. Ein weiteres Gutachten über die Verhandlungsfähigkeit des Beschuldigten sei nicht auszuschließen. Zuvor müssten aber die Ergebnisse eines historischen Gutachtens abgewartet und die Rechtslage geklärt werden. Zu rechnen sei damit aber erst in einigen Monaten.

Blick von Roosevelt Island auf die Queensboro Bridge und Midtown Manhattan

Technion goes international

Ein romantischer Ort in New York verschwindet und auf Roosevelt Island entsteht der „Cornell NYC Technion Campus“.

VON PETER WEINBERGER

Roosevelt Island ist eine schmale Insel zwischen Manhattan und Queens, ein Ort, den selbst viele New Yorker nicht kennen. Es gibt eine U-Bahn-Station auf der Insel (Linie F), die einzige Straßenverbindung führt über die Roosevelt Island Bridge nach Queens. Die Seilbahn, die die Insel mit Manhattan verbindet, scheint die sonntagnachmittägliche Attraktion für viele orthodoxe jüdische Familien zu sein, um gefolgt von einer umfangreichen Kinderschar einen kurzen Spaziergang zu unternehmen. Das war's auch schon bisher, denn weder die etwas antik anmutende Roosevelt Island Bridge noch der Ausblick auf die Industrieanlagen in Queens sind besonders sehenswert. Das alles wird sich allerdings in Zukunft drastisch ändern, denn demnächst entsteht auf Roosevelt Island

der Cornell NYC Technion Campus, ein Campus mit völlig neuartiger Architektur.

Ende Dezember 2013 wurde nämlich ein Pachtvertrag mit einer Laufzeit von 99 Jahren bezüglich eines fast einen halben Quadratkilometer großen Teils der Insel zwischen der Stadt New York, der Cornell University (Ithaca, New York) sowie dem Technion (Haifa) zwecks Gründung eines Zentrums für Angewandte Technische Wissenschaften unterzeichnet. Das „Joan and Irwin Jacobs Technion-Cornell Innovation Institute“, wie dieser neue Campus heißen wird, soll neben Hörsälen, Seminarräumen, Laboratorien für den akademischen Gebrauch und Studentenheimen auch über ein Areal für Spin-off-Firmen umfassen. Die Cornell University ist übrigens eine Privatuniversität und zählt zu

den „Ivy League“-Institutionen in den USA. Ausschlaggebend für die Wahl des Technions als Vertragspartner war dessen langjährige Erfahrung mit Spin-off-Neugründungen. Bereits ab 2017 soll sich die Zahl von Absolventen technischer Wissenschaften in New York in Folge des neuen Campus nahezu verdoppeln. Dieser Campus ist als eines von vier neuen Zentren in New York geplant, als eine Investition von insgesamt an die 33 Mrd. Dollar, um zehntausende neue, hochqualifizierte Arbeitsplätze zu schaffen und die Stadt bis 2046 „wissenschaftlich-technologisch“ zu erneuern.

China, die aufstrebende Wissensgroßmacht

Globalisierung lautet das neue Schlüsselwort im Bereiche der tech-

Das „Joan and Irwin Jacobs Technion-Cornell Innovation Institute“ ist als eines von vier neuen Zentren in New York geplant, um zehntausende neue, hochqualifizierte Arbeitsplätze zu schaffen und die Stadt bis 2046 „wissenschaftlich-technologisch“ zu erneuern.

nologischen bzw. naturwissenschaftlichen Forschung. Im Gegensatz zu einer Internationalisierung, die den Wissensaustausch zwischen einzelnen Instituten einer Universität, deren Teilnahme an internationalen Projekten oder einen Studentenaustausch umfasst, erfordert Globalisierung strategische Entscheidungen zwischen Universitäten zur Teilnahme an Großprojekten, wie etwa die Neugründung ganzer Universitäten oder Großforschungsinstitutionen außerhalb der eigenen nationalen Grenzen. Der Cornell NYC Technion Campus ist ein hervorragendes Beispiel einer erfolgreichen Globalisierung. Es ist allerdings nicht das einzige, mit dem das Technion zur Zeit Furore macht.

Vielleicht noch eindrucksvoller ist die Gründung des „Technion Guangdong Institute of Technology“, weil sie der Tatsache von China als aufstrebende Wissensgroßmacht Rechnung trägt. Dieses Institut ist eine gemeinsame Einrichtung zwischen dem Technion und der Shantou University (STU), mit dem Ziel, einen gemeinsam zu

betreibenden Campus in der chinesischen Provinz Guangdong zu errichten. Das Vorhaben wird unter anderem mit 130 Mio. Dollar aus der „Li Ka Shing Foundation“ gesponsert und soll auf einem in der Nachbarschaft der STU liegenden, knapp einem halben Quadratkilometer großen Grundstück verwirklicht werden. Mitbeteiligt sind die Guangdong Provinzregierung und die Shantou Stadtverwaltung. Bereits ab 2014 wird mit Studentenkursen („undergraduate studies“) in Bauingenieur- und Umweltwissenschaften sowie mit Computerwissenschaften begonnen. Unterrichtssprache ist Englisch, das akademische Personal wird international sein. In der Aufbauphase werden die Studenten dieser neuen Universität zunächst zwei Jahre lang am Technion in Haifa verbringen. Ähnlich wie in New York ist ein Innovationszentrum geplant, das in diesem Fall Industrien in der Guang Dong Provinz mit israelischer Hochtechnologie in Verbindung bringen und durch Spin-off-Effekte zu Neuerungen verhelfen soll.

Globalisierung und Reputation

Versucht man, den Erfolg des Technions bezüglich Globalisierungen zu analysieren, dann stößt man sofort auf mehrere, in vielen Ländern unterbewertete Fakten, nämlich die langjährige Erfahrung mit der Vernetzung von Absolventen (Alumni-Organisation), die eine unmittelbare und sofortige Wechselwirkung zwischen den Absolventen untereinander und dem Technion selbst garantiert und letztlich das „Silicon Wadi“ entstehen ließ. Weiters eine hervorragende Public-Relations-Abteilung, strategische Planung über einen langen Zeitraum hinweg und eine ausgeprägte Corporate Identity aller Technion-Angehöriger, die ganz besonders gepflegt wird.

Letztendlich schlägt sich das Bemühen um Globalisierung und Internationalisierung auch in der Reputation nieder: In den 2014 Times Higher Education World University Rankings (soeben veröffentlicht) ist das Technion die einzige israelische Universität unter den hundert Besten.



-SEIT 1976-

JÜDISCHE EHE- & PARTNERVERMITTLUNG

+49 (0) 69 5973457

simantov4you

info@simantov-international.com
www.simantov-international.com



Die Vorstandsmitglieder Nora Biniashwili, Renate Erbst, Marika Haraszti, Rosina Kohn, Mag. Hanna Morgenstern, Charlotte Sauer, Elisabeth Wessely sowie Mag. Daniela Haraszti

wünschen ein frohes Pessachfest

פסח כשר ו שמח

und bedanken sich bei allen Mitgliedern, Spendern und Sponsoren für die bisher geleistete Unterstützung im Namen der von uns betreuten Personen.

Bitte helfen Sie uns alle Menschen zu unterstützen, welche sich nicht einmal zu den kommenden hohen Feiertagen genügend Grundnahrungsmittel kaufen können!

A-1010 Wien, Seitenstettengasse 4 Telefon: 0699 125 99 333 ZVR Zahl: 175663683 E-Mail: ohel-rahel@chello.at; info@ohel-rahel.at Home: www.ohel-rahel.at



בס"ד

Ioan Holender zieht sich eine kurze Hose an und geht Tennis spielen

Ioan Holender hat neunzehn Jahre hindurch die Geschicke der Wiener Staatsoper gelenkt. Als König der Oper ist er fast allen Österreichern bekannt. **NU** hat mit ihm nun über seine wirkliche Leidenschaft gesprochen: Das Tennisspiel. Aber natürlich auch ein wenig über die Oper.

VON PETER MENASSE (TEXT) UND JACQUELINE GODANY (FOTOS)



Es ist ein Ringen zwischen Siegeswillen und Depression, zwischen überbordendem Ehrgeiz und tiefer Resignation.

Der letzte Donnerstag im Februar 2014. Ein aufgeregter ORF-Sportredakteur spricht vom wichtigsten Ballereignis der Saison, weil die Fußballmannschaft aus Salzburg gerade jene von Ajax Amsterdam spielerisch zerlegt. Ein weiterer ORF-Reporter wird bald ebenso enthusiastisch vom Opernball berichten und ihn das allerwichtigste Ballereignis des Jahres nennen. Doch das wirkliche Highlight im Reigen der Bälle findet an diesem Tag ganz ohne Fernsehübertragung in der unscheinbaren Tennishalle des WAC im Wiener Prater vor gezählten vier Zuschauern statt. Ioan Holender, der Inbegriff des Operndirektors, ignoriert den Ball der Eitelkeiten an seiner früheren Wirkungsstätte. Er drischt lieber den kleinen, weißen Ball mit viel Gefühl und riesigem Ehrgeiz.

Später wird er über den Opernball sagen „Ein normaler Mensch geht doch nicht nach zehn Uhr nachts zu einer Veranstaltung. Die Fernsehübertragung ist eine echte Landplage geworden, wo jedes Jahr vom selben Platz dieselben Menschen von gleichen Typen dieselben Fragen gestellt bekommen und auch jedes Jahr dieselben Antworten geben. Also dort gehe ich sicher nicht freiwillig hin“ und auf die Nachfrage, von wem er sich begleiten ließe, wenn er doch

Ioan Holender, der Inbegriff des Operndirektors, ignoriert den Ball der Eitelkeiten an seiner früheren Wirkungsstätte. Er drischt lieber den kleinen, weißen Ball mit viel Gefühl und riesigem Ehrgeiz.

hinginge: „Ich würde niemanden mitnehmen, weil ich kenne niemanden, der mitgehen würde“.

Noch aber sind wir beim Doppel der älteren Herren, unter ihnen auch der vergleichsweise noch jugendliche, ehemalige Sportchef des ORF, Hans Huber, die sich da ein heißes Match liefern, als ginge es um den Titel von Wimbledon. „Nein“ schreit Holender, wenn er einen Ball nicht erreicht. Laut schreit er das und langgezogen, so laut, dass ein Spieler am Nebenplatz vor Schreck seinen Aufschlag weit ins Out setzt. Huber hetzt Holender, Holender hetzt Huber, es herrschen unerbittliche Naturgewalten. Oder sie lassen sich zumindest erahnen. „Na geh, Huber“, kritisiert sich Huber selbst. „Nicht auf mich“ ruft Holender, als er einen Ball verfehlt, und sein Partner, von den Mitspielern Kurti genannt, schüttelt verzweifelt den tief gesenkten Kopf und sagt resigniert an sich selbst gewandt „Kurti, Kurti“. Es ist ein Ringen zwischen Siegeswillen und Depression, zwischen überbordendem Ehrgeiz und tiefer Resignation.

Nach dem Match, das keinen Sieger gefunden hatte, weil die gebuchte Spielstunde zu früh zu Ende ging, setzt sich Holender zu mir an den Tisch im Buffet des WAC. Der Klub ist ja dank einer bekannten Schriftstellerin als „SC Schneuzl“ schon eindrucksvoll in die Literatur eingegangen und präsentiert sich genau so, wie man sich ihn nach dieser Lektüre vorstellt. Dort spielen ein paar ältere Männer Karten, da tauschen ein paar Damen den letzten Tratsch aus und über allem liegt der angejahrte Charme längst verflossener, ruhmreicher Zeiten. Holender ist das alles egal. Er ist ein Tennissportler und braucht nicht mehr, das stellt er gleich klar: „Über die Oper diskutiere ich sicher nicht, weil in die Oper ge-



Aus dem ehemaligen „Konterrevolutionär“ des kommunistischen Rumäniens ist ein Ehrenbürger seiner Heimatstadt Timișoara geworden.

he ich nur, wenn ich muss und sonst nicht. Zum Diskutieren und zum Kämpfen und zum Ärgern und vor allem auch um Freude zu haben, war immer Tennis mein Thema“. Und in der Tat hat Ioan Holender sein ganzes Leben hindurch Tennis gespielt, nicht immer nur aus reiner Freude, sondern in seinen frühen Jahren auch der Not gehorchend.

Seine Kindheit war von den beiden großen Terrorregimes des 20. Jahrhunderts geprägt. Die ersten Lebensjahre standen unter dem Schatten der Nazis, denen er und viele andere rumänische Juden nur deswegen nicht zum Opfer fielen, weil die Rumänen die Kooperation mit ihren Verbündeten viel weniger ernsthaft betrieben, als das in anderen Ländern der Fall war. Dann kamen die drei glücklichen Jahre der Freiheit, bis Anfang 1948 die Kommunisten die Macht übernahmen. Jetzt galten die Holenders als Besitzer einer kleinen Fabrik mit ein paar Angestellten als Ausbeuter und der junge Ioan als ein „Mensch mit ungesunder Abstammung“. Auch seine Leidenschaft für das Tennis wurde scheinbar betrachtet, denn es galt den Kommunisten als „bürgerlicher weißer Sport“, der erst dann Akzeptanz

fand, als ein junger Tennisspieler namens Illie Nastase seine Siegesserie begann und bald alle wichtigen internationalen Turniere gewann. Da war Holender allerdings bereits aus Rumänien weggezogen. Man hatte ihm wegen seiner „kleinbürgerlichen Herkunft“ und seiner „konterrevolutionären Äußerungen“ die Zulassung zur Universität entzogen und ihm, weil „politisch unzuverlässig“, schließlich sogar verboten, zum Broterwerb jungen Menschen Tennisstunden zu geben.

In Wien begann er dann seine unaufhaltsame Karriere, die ihn am Ende zum „längst gedienten“ Staatsoperndirektor führte. Er mag diesen „Dienerbegriff“ allerdings so ganz und gar nicht und nennt sich lieber „den am längsten im Amt verbliebenen Leiter der Staatsoper“.

Am Anfang stand – was sonst – das Tennis. Der blutjunge Holender wurde dem legendären Schriftsteller, Regisseur und Theaterdirektor Ernst Lothar empfohlen und vom diesem auch empfangen. „Ernst Lothar war ein schlecht gelaunter, mürrischer, hoch intellektueller Mann. Er fragte mich, was ich könne und ich erzählte ihm alles, nebenbei auch, dass ich

„Über die Oper diskutiere ich sicher nicht, weil in die Oper gehe ich nur, wenn ich muss und sonst nicht. Zum Diskutieren und zum Kämpfen und zum Ärgern und vor allem auch um Freude zu haben, war immer Tennis mein Thema.“

Tennislehrer war. Da sagte er „Na immerhin, wenigstens etwas. Gehen Sie ins Burgtheater und melden Sie sich unter Berufung auf mich“.

Man spielte im Akademietheater das *Weite Land* und da brauchte man einen Tennisspieler, der hinter der Bühne die Bälle hin und her spielt. „Ich hatte keine Ahnung über das *Weite Land*, es war das die berühmte Aufführung mit Hörbiger und Wessely, Thimig und anderen. Dort gibt es eine Tennispartie und ich war jedenfalls wahnsinnig stolz darauf, dass ich an diesem Theater spielen sollte. Auf meine Frage, was ich anziehen

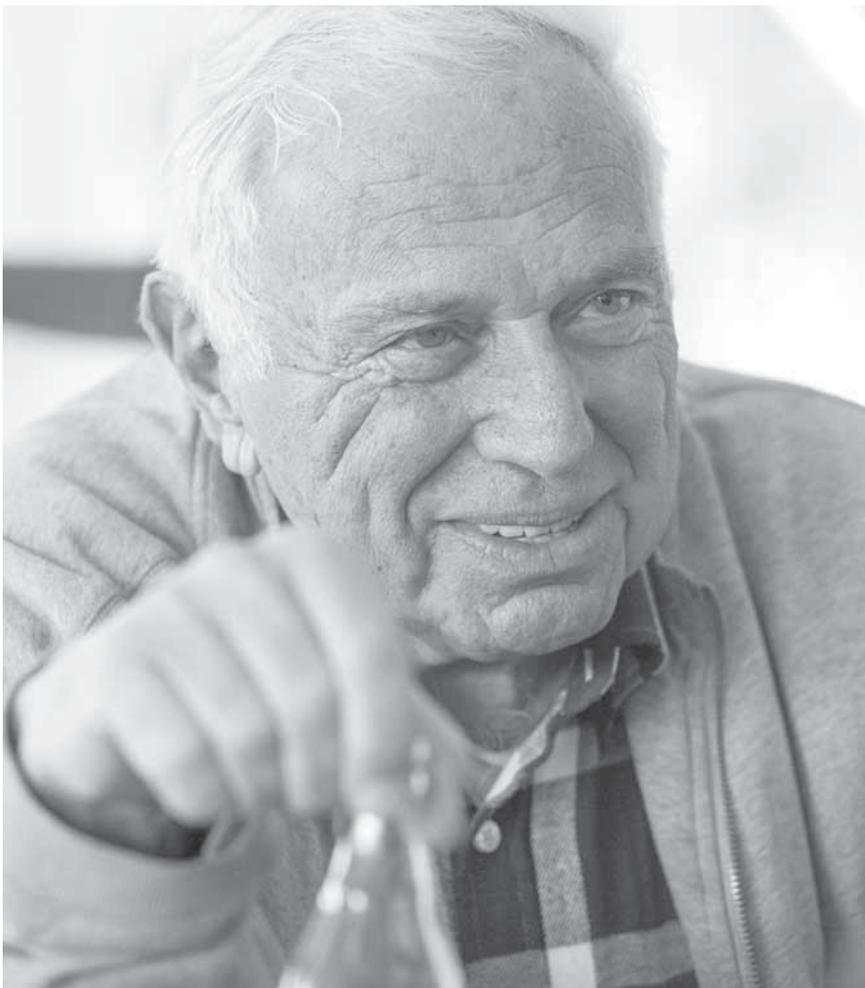
solle und ob ich da ein Tennisgewand als Kostüm bekäme, sagte mir der Regieassistent „Anhaben können Sie, was Sie wollen, man sieht sie ohnehin nicht. Der Herr Hofrat will nur, dass der Ball hin und her geht, glaubhaft in einem Tempo, wie beim Tennis, nicht zu schnell und nicht zu langsam“.

Von diesem spielerischen Beginn weg führte ihn seine Karriere schließlich in die Staatsoper, die er von 1992 an 19 Jahre hindurch führte. Auch hier ließ er sich den Mund nicht verbieten. Unter anderem nutzte er das Jubiläum von 50 Jahren Wiederer-

öffnung der Oper, um über die Geschichte des Hauses in der Nazi-Zeit arbeiten zu lassen: „Weil es gab ja zwischen 1938 und 1945 die Oper auch und es gab auch Österreich in einer anderen Form und unter einem anderen Namen. Aber ich war der Erste, der diese Jahre nicht ausgeklammert hat, als ob es sie nie gegeben hätte. Da gab es dann eine Ausstellung zum Gedenken an alle, die 1938 die Oper verlassen mussten, mit den bekannten Folgen. Manche sind ermordet worden, manchen hat man ihre Existenz geraubt. Diese meine Aktivitäten haben nicht jeden nur gefreut. Es ging auch um eine sachliche Darstellung der Geschichte der Wiener Philharmoniker, der Vergabe des Ehrenringes an den ehemaligen ‚Gauleiter von Wien‘ Baldur von Schirach, dann nochmals an seinen Sohn Richard, weil der Ring verloren gegangen war. Ich fand einfach, dass man alles aussprechen sollte, was mit der Geschichte dieses Hauses zu tun hatte“.

Auch heute noch ist Ioan Holender viel beschäftigt. Er berät unter anderem die „Metropolitan Opera“ New York und das Spring Festival Tokyo und gestaltet eine Kultursendung in Servus TV. Aus dem ehemaligen „Konterrevolutionär“ des kommunistischen Rumäniens ist ein Ehrenbürger seiner Heimatstadt Timișoara geworden. Das Leben hat dem jungen Mann die Bälle anfangs wild um die Ohren gespielt. Er aber hat die Herausforderung angenommen und mehr als gut retourniert. Vielleicht erklärt das seinen heute noch so lautstarken Ehrgeiz beim Tennismatch.

Jetzt rutscht er schon unruhig auf seinem Sessel im WAC-Buffet herum und ruft der Kellnerin zu „Zahlen bitte, Domenica! Sehr laut waren Sie!“ Unser Gespräch ist zu Ende. Herr Holender hat wieder eine lange Hose an und eilt zu großen Taten.



„Ich fand einfach, dass man alles aussprechen soll, was mit der Geschichte der Oper zu tun hatte“.

SONNTAG

IST ANDERS

Die Presse am Sonntag

Wir schreiben seit 1848

„Die Presse am Sonntag“ ist fünf.
Geburts-Abo: 5 Euro/Monat
DiePresse.com/sonntagsabo



Kampf um die Zukunft des jüdischen Staates

Die israelische Gesellschaft durchlebt zurzeit Reformen, die nicht wenige Israelis als Revolution empfinden. Das Geschehen ist vielschichtig.

VON JOHANNES GERLOFF, JERUSALEM (TEXT UND FOTOS)

Die „Fronten“ und Interessenlagen sind für Außenstehende verwirrend. Eines der entscheidenden Spannungsfelder ist jedoch das Verhältnis zwischen säkularen und ultraorthodoxen Juden. Beide – Säkulare wie Religiöse – fühlen sich von den Entwicklungen bedroht und reagieren entsprechend. Der Zwist zwischen säkularen Israelis und ihren ultraorthodoxen Mitbürgern hat Wurzeln, die bis in die Anfänge der zionistischen Bewegung zurückreichen. In

den vergangenen Jahren hat er sich massiv verschärft und durchzieht praktisch alle Bereiche der Gesellschaft und Politik Israels.

Am zweiten Märztag 2014 erreichte die Spannung einen Höhepunkt, als hunderttausende Ultraorthodoxe in Jerusalem gegen ihre Einziehung zum Wehrdienst demonstrierten. In der zweiten Märzwoche verabschiedete die Knesset, das israelische Parlament, ein ganzes Paket von revo-

lutionären Gesetzen. Demnach soll künftig bei Parlamentswahlen eine Sperrklausel von 3,25 Prozent gelten, Misstruensanträge werden erschwert und die Zahl der Minister im Kabinett limitiert. Gebietsabgaben sollen nur noch durch Volksentscheid möglich sein und schrittweise auch ultraorthodoxe Talmudschüler zum Wehrdienst verpflichtet werden.

Gemeinsam ist allen diesen Gesetzen das Ringen um eine Balance

Beim Streit zwischen Orthodoxen und Säkularen in Israel geht es um viel mehr als nur um die Wehrpflicht. Es geht um Geld – das Ultraorthodoxe als Steuern nicht zahlen, dafür aber für ihre Talmudschulen einstecken – und um Einfluss.

zwischen politischer Handlungsfähigkeit und Effektivität der israelischen Regierung einerseits und den Rechten und Freiheiten von ethnischen und religiösen Minderheiten andererseits. Der Lastenausgleich – und damit verbunden der Wehrdienst für Ultraorthodoxe – wird am hitzigsten debattiert.

Lieber ins Gefängnis als zur Armee

„Auf keinen Fall“, ist aus ultraorthodoxen Kreisen zu hören, werde man „mit der israelischen Armee kollaborieren“. Die Umgangssprache der „Charedim“, wie die ultraorthodoxen Juden auf Hebräisch heißen, ist bis heute nicht selten Jiddisch. Mit Blick auf den Pflichtwehrdienst schreien sie „Oi, Gewalt!“ und zeichnen drastische Szenarien von religiöser Verfolgung – ausgerechnet durch den Staat, der von aller Welt als „jüdisch“ anerkannt werden will. Öffentlich klagen sie an, das Thorastudium werde kriminalisiert, obwohl noch völlig unklar ist, welche Sanktionen Jeschiwa-Studenten, die sich drücken, tatsächlich drohen. Die Erfahrung lehrt, dass in Israel nichts so heiß gegessen wird, wie es gekocht wurde.

Trotzdem sparen die Thora-Treuen nicht mit drastischen biblischen und historischen Parallelen. Gnadenlos wird die Absicht des jüdischen Staates, Charedim zum Militärdienst zu verpflichten, mit dem Vorgehen des Pharaos in Ägypten (Buch Exodus), den Absichten des Judenhasers Haman in Persien (Buch Ester) oder dem Holocaust verglichen. Unermüdlich wird betont, 16 bis 20 Stunden Studium am Tag seien so anstrengend wie ein Militäreinsatz und zudem viel effektiver für die Existenzsicherung des jüdischen Volkes. Vollmundig erklären schwarz behütete Teenager mit schütterem Bartansatz, sie würden lieber ins Gefängnis als zur Armee gehen. Der

chassidische Belzer Rebbe droht gar, mit Zigtausenden seiner Anhänger das Land zu verlassen, sollte man zum Wehrdienst gezwungen werden.

Israels Finanzminister Jair Lapid, Hauptzielscheibe der Ultras und politische Gallionsfigur des Lastenausgleichs, begegnet einer halben Million charedischen Wehrdienstverweigerern auf Jerusalems Straßen gelassen. Jetzt wisse wenigstens jeder, um was es gehe, erklärte Lapid, und: „Es ist unvorstellbar, dass sich so eine Masse von Menschen nicht am Dienst für den Staat beteiligt.“

Beitrag zur Sicherheit des jüdischen Staates

Im „Greenhouse“, einem netten Restaurant in Schalit, an der Straße zwischen Tel Aviv und Jerusalem, treffe ich Jaron Mintz. Der 53-Jährige bezeichnet sich selbst als politisch „eher links“, aber entschieden „zionistisch“. Seine beiden Töchter dienen in Kampfeinheiten der israelischen Armee. Jaron verlangt, dass alle jungen Menschen in Israel ihren Beitrag zum Aufbau und zur Sicherheit des jüdischen Staates leisten. Alle seien sich doch schließlich einig, dass die Existenz des Staates Israel der Garant dafür sei, dass so etwas wie in Nazideutschland nie mehr passieren könne. „Wenn das jüdische Volk sich nicht schützen konnte, wurde es verfolgt und vernichtet.“

Mintz sieht die aktuelle Auseinandersetzung als existenziellen Kampf Israels um seine Zukunft. Der ehemalige iranische Präsident Mahmud Ahmadinedschad habe Recht, wenn er das Ende des jüdischen Staates prophezeit habe. Dabei hat Mintz, der selbst seinen Wehrdienst unter anderem in Gaza geleistet hat, nicht die nuklearen Ambitionen Teherans im Blick. „Die Hälfte der Erstklässler heute sind Araber oder Charedim“,

beides Gruppen, die bislang vom Militärdienst ausgenommen sind, beschreibt der drahtige Mann die aktuelle Lage seiner Gesellschaft und nippt an seiner Tasse Kaffee. „Hinzu kommt, dass heute schon weniger als 25 Prozent der Mädchen zur Armee gehen und sich mehr und mehr Jungs erfolgreich drücken. Als ich jung war, dienten die meisten in meiner Heimatstadt Kfar Saba in Kampfeinheiten. Von den Klassenkameraden meiner Töchter geht nur noch eine Minderheit zur Armee.“ Der Computeringenieur beobachtet: „Die Freistellung der Charedim hat Auswirkungen auf die Säkularen“.

Bei alledem hat Jaron Mintz sehr viel Verständnis für die Lage seiner frommen Mitbürger. Er weiß um konkrete Geschichten, die ultraorthodoxe Soldaten während ihres Militärdienstes in Gewissenskonflikte brachte. Sei es, dass eine Einheit von Ultraorthodoxen während eines Einsatzes von einem Hubschrauber evakuiert wurde, an dessen Steuer eine Pilotin saß. Der gemeinsame Einsatz von Männern und Frauen in der Armee ist aus ultraorthodoxer Sicht undenkbar. „Oder einmal wurde Charedim-Soldaten nach einem Kommandoeinsatz an Jom Kippur, dem großen Versöhnungs- und Fastentag, befohlen, Wasser zu trinken.“ Mintz beschreibt innere Zwänge der ultraorthodoxen Gesellschaft, in der bis heute Ehen durch einen „Schadchan“, den Heiratsvermittler, zustande kommen: Ein Ultraorthodoxer, der Militärdienst geleistet hat, bekommt keine „gute“ Frau mehr. „Wir müssen diese Probleme ernst nehmen“, plädiert Mintz, „dürfen sie nicht einfach ignorieren, oder gar lächerlich machen.“

In mancher Hinsicht geht die aktuelle Gesetzesvorlage bereits auf Bedenken der Frommen ein. So befürchten Ultraorthodoxe etwa, dass

Der Einfluss der Charedim, der ultraorthodoxen Juden, in der israelischen Gesellschaft wächst, auch wenn sie momentan nicht an der Regierung beteiligt sind. Damit muss sich das säkulare Israel abfinden.

junge Rekruten im Alter von 18 Jahren in ihrer Persönlichkeit und ihrem Glauben zu wenig gefestigt sind, um eine Begegnung mit dem säkularen Israel unbeschadet standhalten zu können. Im Hintergrund schwebt vielleicht auch die Angst, dass nicht wenige jugendliche Charedim nur zu gerne der Enge und Strenge ihrer Umwelt entfliehen und sich der Armee und der Arbeitswelt öffnen könnten. Deshalb ist vorgesehen, Ultraorthodoxe nicht automatisch mit 18 zum Wehrdienst heranzuziehen, wie das sonst Brauch ist, sondern ihnen einen Aufschub bis zum Alter von 26 Jahren zu gewähren.

Streit zwischen Orthodoxen und Säkularen

Auch unter Israelis, die Armeedienst leisten, sind die Pläne der Regierung nicht unumstritten. Manch israelischer Soldat sieht die bereits bestehende ultraorthodoxe Einheit namens „Netzach Jehuda“ – was so viel bedeutet wie „Ewigkeit Judas“ oder „ewiges Judäa“ – mit kritischen Augen. „Die vertrauen doch

nur auf Gott und nehmen Disziplin überhaupt nicht ernst“, wird unter der Hand gemunkelt. Dabei gilt die Kritik nicht dem Gottvertrauen der Frommen, sondern der Tatsache, dass Gott als Rechtfertigung für einen Mangel an Disziplin und Motivation herhalten muss.

Doch beim Streit zwischen Orthodoxen und Säkularen in Israel geht es um viel mehr als nur um die Wehrpflicht. Es geht um Geld – das Ultraorthodoxe als Steuern nicht zahlen, dafür aber für ihre Talmudschulen einstecken – und um Einfluss. Es geht um zivilrechtliche Fragen, etwa um Eheschließung und Ehescheidung, und darum, wer in diesen Bereichen das letzte Wort hat. Die Ultraorthodoxen gewinnen nicht zuletzt durch ihre Kinderzahlen immer mehr Einfluss in der Gesellschaft Israels. Zur Zeit der Staatsgründung waren es im ganzen Land vierhundert ultraorthodoxe Talmudstudenten, die der damalige Premierminister, David Ben Gurion, vom Militärdienst befreite. Heute bringt

dieselbe Gruppe problemlos Hunderttausende von „Betern“ auf die Straße.

Deshalb formiert sich unter säkularen Israelis Widerstand. Es ist die Mittelschicht des Landes, die in den vergangenen Jahren in viel beachteten Sozialprotesten auf die Straße ging, um einen Lastenausgleich zu fordern. Weniger als fünfzig Prozent der Gesamtbevölkerung tragen momentan die Hauptlast eines Staates, der enorme Sicherheitsanforderungen hat.

Trotzdem boykottierte die gesamte Opposition Mitte März die Debatten und Abstimmungen in der Knesset. Vielleicht nicht ganz unberechtigt verdächtigten Koalitionsmitglieder die säkular-sozialistische Arbeitspartei und die linksgerichtete Meretz-Partei, dass sie auf diese Weise eine Stimmabgabe zugunsten der Wehrpflicht für die Ultraorthodoxen umgehen wollten. Seit Jahren befürworten diese Parteien eine gleichmäßige Belastung aller israelischen Staatsbürger und haben die Bevorzugung der Religiösen wiederholt scharf attackiert. Jetzt erscheint die Präsidentschaftskandidatur des Sozialisten Benjamin Ben Elieser und eine mögliche Unterstützung der Ultras aber offensichtlich wichtiger als die längst überfällige Reform in Politik und Gesellschaft, die ohnehin nicht in Frage steht.

Der Einfluss der Charedim in der israelischen Gesellschaft wächst, auch wenn sie momentan nicht an der Regierung beteiligt sind. Damit muss sich das säkulare Israel abfinden. Deshalb werden die Frommen aber definitiv auch mehr Lasten einer modernen demokratischen Gesellschaft auf ihre Schultern nehmen müssen. Es gibt eine Zeit nach dem parlamentarischen Schicksalsmonat März 2014. Das wissen alle Beteiligten.



„Auf keinen Fall“ werde man „mit der israelischen Armee kollaborieren“, ist aus ultraorthodoxen Kreisen zu hören.

Torah, Talmud und Tottenham

Die Anhänger des Fußballklubs Tottenham Hotspurs haben sich selbst das jüdische Erbe des Vereins zum Identifikationsmerkmal gewählt und es gilt noch heute.

VON AXEL REISERER, LONDON

Als der Journalist Anthony Glavane in den 1960er-Jahren im nordenglischen Leeds Schüler an der Selig Brodetsky Jewish Day School war, platzte Schulleiter Abrahamson eines Tages der Krage: Nachmittag für Nachmittag spielten die Buben im Schulhof Fußball: „Nachdem er unseren Fußball kassierte hatte, hielt er uns einen halbstündigen Vortrag, dass die Juden das Volk des Buches seien, nicht des Balls.“ Am nächsten Tag spielten die Buben mit einem Tennisball und als der konfisziert wurde, stiegen sie auf einen Apfelputz um. Das ging so weiter bis Abrahamson erneut die Buben zu sich befahl und ihnen das von ihm solches bezeichnete „Elfte Gebot“ verkündete, das da lautete: „Fußball ist nichts für einen jüdischen Buben.“

Die Worte des Schuldirektors blieben ebenso ungehört wie die ernststen Warnungen religiöser Autoritäten an die jüdische Gemeinde, die sich auf Rabbi Jakob ben Ascher beriefen: „Es ist verboten, am Sabbath und an den Feiertagen mit dem Ball zu spielen.“ Ebenso problematisch war auch der Besuch von Fußballspielen, ist doch strenggläubigen Juden die Benützung von Autos am Sabbath verboten.

Doch der Faszination des Fußballspiels konnten selbst diese Verbote nicht viel anhaben, vielmehr regten sie zu einer kreativen Auslegung an. Anthony Gilbert, der Kantor an der Etz Chaim Synagoge wurde, erinnert sich: „Wir gingen zum Unterricht, kamen nach Hause, aßen eine gute Mahlzeit und dann um Punkt 3.00 Uhr war für uns der Sabbath zu Ende, denn da war Matchanpiff.“

Auf ähnlich pragmatische Weise wurden viele Tausende Londoner Juden Fans des FC Tottenham Hotspur. Ende des 19. Jahrhunderts flüchteten hunderttausende Juden aus Angst vor Pogromen und Verfolgung aus dem zaristischen Russland und Osteuropa. Die meisten wollten nach Amerika, aber allein in London ließen sich rund 120.000 Juden nieder, vorwiegend im Osten der Stadt. Von hier war das Stadion des 1892 gegründeten Vereins an der White Hart Lane schon damals mit öffentlichen Verkehrsmitteln gut zu erreichen.

Zwar wurde damit das rabbinische Gebot eingehalten, doch gleichzeitig diente die Begeisterung für den Fußball nach Ansicht der Historikerin Joanne Rosenthal noch weiteren Zwecken: „Fußball bot Juden ein Mittel zur Integration und die Gelegenheit, ethnische oder religiöse Trennungen durch Zugehörigkeit zu einer größeren Gemeinschaft hinter sich zu lassen.“

Gehirnschmalz oder Muckis?

Für viele arme Juden war der Fußball eine Möglichkeit, in der neuen Gesellschaft Fuß zu fassen. Einige versuchten, sich darin zu behaupten, wie etwa Louis Bookman, der als erster Jude überhaupt Spieler in einem Verein der ersten englischen Liga wurde. Der „yiddische Shtarker“ wurde zum Gegenentwurf zu dem Klischee vom jüdischen Intellektuellen. „Brain or brawn“ – Gehirnschmalz oder Muckis – war die Frage.

Die große Mehrheit hingegen sah, wie von Rosenthal beschrieben, den Fuß-

ball als eine Gelegenheit der Anpassung an ihre neue Gesellschaft, eine Position, die von den jüdischen Interessensverbänden der damaligen Zeit stark gefördert wurde. Der Historiker David Dee spricht vom „Ausbügeln des Ghettos“ und dem Bemühen der „Anglikanisierung“: „Fußball wurde zu einem Mittel für die Juden, wie die Nichtgläubigen zu denken, handeln und auszusehen.“

Am Höhepunkt der jüdischen Identifikation mit Tottenham in den 1930er-Jahren waren bis zu ein Drittel der Besucher der Heimspiele – das waren damals mehr als 10.000 Fans – Juden. Als 1935 bei einem Gastspiel Hitler-Deutschlands an der White Hart Lane die Hakenkreuz-Fahnen gehisst wurden, warnte der *Jewish Chronicle* im Namen der jüdischen Gemeindeführung davor, „Proteste und jede Art von Unruhe wie die Pest zu meiden. Gewalt und Unordnung würde nur den Nazis in die Hände spielen.“

Das Unwesen der britischen Faschisten unter Max Mosley, die damals mit Schwarzhemden und antisemitischen Parolen durch das East End zogen, führte dann zu einem Umdenken in der Gemeinde. Die Mehrheit der Juden strebte danach, so rasch wie möglich die Armengegend des East End zu verlassen. Unter jenen, die blieben, wuchs die Entschlossenheit zum Widerstand, oft auch unter dem Eindruck der neuen Flüchtlinge vor den Nazis. Ein junger Mann, der nach einer Niederlage von Tottenham in eine Rauferei verstrickt wurde, sagte: „Ich habe so viel verloren, ich kann nicht weiter verlieren.“

Der Fußball spielte auch hier einmal mehr die Rolle eines gesellschaftlichen Seismografen. Mit der Abwanderung aus dem East End und dem Aufstieg in die Mittelklasse transferierten viele jüdische Fans ihre Sympathien auf den Nordlondoner Arsenal FC, der auch der Lieblingsverein der Hitler-Flüchtlinge wurde: „Es war die einzige Mannschaft, die wir kannten“, erinnert sich der Verleger Ernest Hecht, der 1939 mit dem Kindertransport aus der Tschechoslowakei nach Großbritannien kam. „Wenn du ein Fremder in einem fremden Land bist, musst du dich an etwas festklammern und jemanden unterstützen.“

Jüdische Eigentümer

Anders als in Mitteleuropa, wo Fußball in der Zwischenkriegszeit Literaten von Weltgeltung um den Schlaf brachte, war das Spiel in England bis in die späten 1980er-Jahre eine Domäne der Unterschicht. Erst mit der Einführung der Premier League 1992 erfolgten die totale Kommerzialisierung des Sports und die Neuausrichtung des Fußballs als sozialverträgliche Familienunterhaltung für die finanzstarke Mittelklasse.

Tottenham machte diesen Trend wie jeder andere Spitzenverein mit. Zwar waren die jüdischen Anhänger längst aus dem East End weggezogen, aber die Verbindung blieb in zweifacher Hinsicht bestehen. Seit der Übernahme durch Irving Scholar und Paul Bobroff in den 1980er-Jahren und der Modernisierung und Neuausrichtung hatte der Verein eine Serie jüdischer Eigentümer. Auf Scholar und Bobroff folgte 1992 der schillernde Unternehmer Alan Sugar, ein weiterer Self-Made-Multimillionär aus dem Londoner East End. Heute gehört der Verein dem jüdischen Milliardär Joe Lewis und wird gemanagt von Daniel Levy.

Zum zweiten hat Tottenham zwar eine jüdische Vereinsführung jedoch keine (bzw. nicht in signifikantem Ausmaß) jüdischen Fans mehr, aber die Anhän-



FOTO ©: NICK POTTS/PA/PICTUREDISK.COM

Tottenham Hotspur Besitzer Joe Lewis (links) und Klubdirektor Daniel Levy

ger des Vereins haben sich selbst das jüdische Erbe des Vereins zum Identifikationsmerkmal gewählt. Sie bezeichnen sich als „Yids“ (das alte jiddische Wort war in den 1930er-Jahren der Schlachtruf von Mosleys Faschisten), „Yids Army“ oder bejubeln ihre Lieblinge mit dem Wort „Yiddo“. Im Stadion wird regelmäßig die israelische Fahne gehisst und „Goyim“, die man eher anders einordnen würde, tragen den Davidstern als Auszeichnung. So weit, so unüblich.

Seit die „Society of Black Lawyers“ aber mit einer Klage wegen „rassistischer Slogans und Aufruf zur Verhetzung“ drohte, ist eine heftige Debatte entbrannt, die der Vereinsführung von Tottenham offensichtlich schrecklich peinlich ist. Nach mehreren Appellen an die Fans, dass jede Form des Rassismus dem Verein schade und streng verfolgt werde, wurden die Anhänger zuletzt zu einer Mitgliederbefragung über das Y-Wort gebeten. Dummerweise dürfte nicht das gewünschte Ergebnis herausgekommen sein, denn die Vereinsführung hält das Resultat seit Ende Februar unter Verschluss. Interviews werden auch auf hartnäckiges Nachfragen nicht gewährt.

Wie sich die 11.500 Fans, die an der Befragung teilgenommen haben, geäußert haben dürften, lässt sich aber daraus ablesen, dass der jüngste Schlachtgesang lautet: „Wir singen, was wir wollen.“ Premierminister David Cameron hat bereits sein Verständnis für die Fans geäußert: „Ich denke, man muss berücksichtigen, in welcher Absicht dieses Parolen gerufen

werden, und dass sie eine Portion Ironie enthalten.“ Spurs-Fan Ivan Cohen: „Wir haben eine Beschimpfung in eine Ehrenbezeichnung umgewandelt.“ Genau gegenteiliger Ansicht ist der jüdische Schauspieler und Filmemacher Daniel Baddiel, der meint: „Es gibt heute nur mehr 250.000 Juden in Großbritannien, und von allen Tottenham-Fans sind vielleicht drei bis vier Prozent Juden. Das bedeutet, dass weit mehr als 90 Prozent jener, die ‚Yid-Army‘ schreien, gar keine Juden sind. Das kann nicht richtig sein.“ Mehr aber noch, warnt Baddiel aus seiner Perspektive eines Chelsea-Fans: „Mit diesem Schlachtruf legitimieren sie die schlimmsten antisemitischen Parolen anderer Fans.“

Besonders häufig singen die Chelsea-Fans: „Hitler marschiert wieder, die Juden sind auf dem Weg nach Auschwitz“, ergänzt durch ein zischen-des Geräusch, das ausströmendes Gas nachmachen soll. Eigentümer von Chelsea ist übrigens der russische Jude Roman Abramowitsch, der bisher mehr als eine Milliarde Pfund in den Verein gesteckt und damit aus 50 Jahren Erfolglosigkeit geholt hat.

Tottenhams Ex-Eigentümer Alan Sugar, etwas ärmer als Abramowitsch, aber dafür umso länger im Lande: „Der Jude wird in England immer als ein Fagin gesehen, und du kannst das den Leuten nicht aus dem Kopf schlagen. Es schwingt immer unterschwellig mit – dass die Juden ein bisschen zu schlau sind, ein bisschen zu schnell und irgendwie nicht vertrauenswürdig.“

Das Bier, die Sterne und der Papst

Der Brauerstern sieht dem Davidstern zum Verwechseln ähnlich. Dabei dürfte es sich um einen Zufall handeln. Wobei das Bierbrauen durchaus auch jüdische Tradition hat.

VON FRITZ NEUMANN

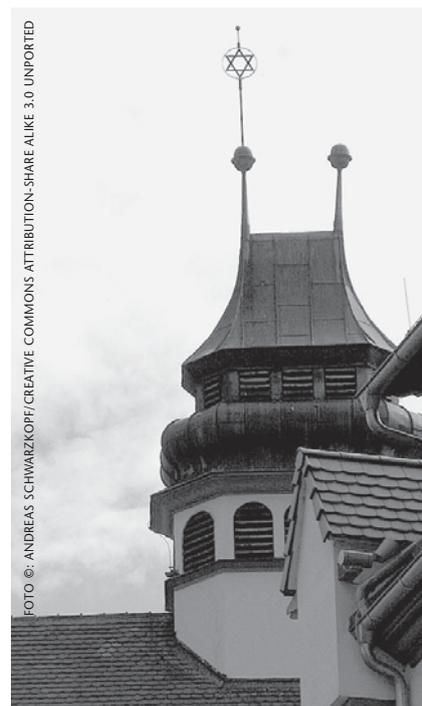
Wo Meinungen sind, gehen sie auseinander, nicht nur unter Juristen. Und deshalb ist es ab und zu ganz gut, dass es einen Papst gibt, der das letzte Wort hat. „Der Brauerstern“, sagt also Conrad Seidl, „hat überhaupt nichts mit dem Judentum zu tun.“ Seidl – jawohl, bezeichnender Name – ist landauf, landab als „Bierpapst“ bekannt, bei Hopfen und Malz macht ihm niemand etwas vor. Und dass der sogenannte Brauerstern, den etliche Biermarken vor allem in Süddeutschland in ihrem Logo führen, dem Davidstern zum Verwechseln ähnlich sieht, ist für den Bierpapst und innenpolitischen *Standard*-Redakteur eher Zufall – oder maximal auf dieselben Ursprünge zurückzuführen.

Seidl vertritt wie die meisten Experten die Ansicht, dass der Brauerstern (auch: Bierstern, Bierzeiger, Braustern, Bierzoigl, Zoiglstern) mehrere alchemistische Zeichen verbindet, nämlich jene für Feuer, Luft, Wasser und Erde. Möglich auch, dass das Hexagramm als mittelalterliches Schutzsymbol gegen Feuer und Dämonen jegliches Unheil vom Brauhaus abwenden sollte. Die erste bekannte Darstellung eines Brauersterns datiert aus 1425, er ziert den im Hausbuch der Mendel'schen Zwölfbrüderstiftung abgebildeten Sudkessel eines Bierbrauers namens Hertel.

So oder so haben Bierbrauen und Judentum einander nicht ausgeschlossen. Seidl weiß zu berichten, dass es bereits im 16. Jahrhundert im Gebiet des heutigen Burgenlands jüdische

Bierbrauer gab. Bier sei natürlich auch koscher hergestellt worden, und ab Mitte des 19. Jahrhunderts hätten sich etliche Großbrauereien im jüdischen Besitz etabliert, darunter die Ottakringer Brauerei der Familie Kuffner. Moriz Kuffner, der auch die Kuffner-Sternwarte finanzierte, musste 84-jährig vor den Nazis fliehen, er verstarb 1939 im Exil. Die Ottakringer Brauerei wurde arisiert und nach dem Krieg ein Restitutionsfall, der für Schlagzeilen sorgte.

Der Brauerstern findet sich nicht allzu oft, selbst vielen Biertrinkern ist er kein Begriff. Die Ausnahme, wie ge-



Riegeler Brauereischloss mit Brauerstern

sagt, bildet der Süden Deutschlands. In Baden, Franken und der Oberpfalz taucht das Zeichen immer wieder auf, in Schildern von Gaststätten, auch in Logos von Brauereien (z. B. Würzburger Hofbräu, Stuttgarter Brauerei Wulle) – neben den klassischen Brauerwerkzeugen Malzschaukel, Maischegabel und Bierschöpfer.

In Windischeschenbach und Neuhaus an der Waldnaab in der Oberpfalz zeigt der Brauerstern, hier meistens Zoiglstern oder Zeiglstern genannt, ähnlich wie der Buschen bei Heurigen oder bei Buschenschanken, an, wo gerade frisches Zoiglbier gezapft und wohl auch die dazugehörige, deftige Brotzeit aufgetischt wird. Die „Brauenden Bürger“ haben zuvor durch einen Mitgliedsbeitrag (Kesselgeld) das Recht erworben, im Kommunbrauhaus zu brauen.

Seidl, der Bierpapst, der bald die 15. Ausgabe seines *Bierguide* auf den Markt bringt, ist natürlich schon in dieser Gegend gewesen. Vor zwei Jahren wiederum hat er, ebenfalls zwecks Fortbildung, auch Israel bereist. Er lernte dabei, wie er sagt, „einige sehr gute Kleinbrauereien“ kennen. In den USA sind auch größere Brauereien in jüdischer Hand, ein Bier mit quasi aufgelegtem Namen („He'brew – The chosen beer“) beispielsweise wird in New York gebraut. Mag sein, dass auch diesbezüglich die Meinungen auseinandergehen, letztlich aber kann man doch festhalten, dass selbst dort, in Amerika, Hopfen und Malz keineswegs völlig verloren ist.

Genussesser statt Notesser

Nach jahrelangem Tauziehen um die Zukunft des „Alef-Alef“ steht endlich ein Neustart bevor. Künftig wird der frühere Stahlunternehmer Edward Ferszt das Restaurant leiten. Als Mentor für den Start hat er den Gastronomen Shalom Bernholtz gefunden. **NU** hat mit den beiden gesprochen und einen kleinen Vorgeschmack bekommen.

VON DANIELLE SPERA (INTERVIEW) UND JACQUELINE GODANY (FOTOS)

NU: Herr Ferszt, Sie kommen aus der Stahlbranche in ein völlig neues Metier. Was hat Sie dazu veranlasst?

Ferszt: 40 Jahre lang habe ich in der Stahlbranche gearbeitet und war jeden Tag glücklich dort. Es gab schwierige Zeiten und es gab gute Zeiten. Obwohl mir meine Arbeit Spaß gemacht hat, hatte ich immer zwei Träume: Eines war die Produktion von Judaica. Das habe ich dann auch umgesetzt und einige Chanukkah-Leuchter produziert, allerdings als Hobby. Mein zweiter Traum war, in der Gastronomie tätig zu sein, diesen Traum erfülle ich mir jetzt.

Woher kam das Interesse an der Gastronomie?

Ferszt: Ich esse sehr gern, ich koche auch gern, und ich mache Menschen gern glücklich. In der Gastronomie kann ich all das unter einen Hut bringen.

Darauf bereiten Sie sich gerade intensiv vor.

Ferszt: In den vergangenen Monaten habe ich zahlreiche Gastronomiekurse besucht, dabei viel Interessantes dort gelernt und mir theoretische Informationen geholt. Ich bin auch sehr froh, dass ich Shalom Bernholtz als Mentor habe. Er ist ein erfahrener Gastronom. Er hat im Alef-Alef tausende Leute zufriedengestellt mit Speisen, die bekömmlich und gut waren.

Wie ist das, wenn man sozusagen wieder in die Schule geht?

Ferszt: Es war für mich ein ganz besonderes Erlebnis. Ich bin vor kurzem mit 65 in Pension gegangen und hatte meine Zweifel, ob dieser alte löchrige Kopf noch Inhalte aufnehmen kann. Aber ich konnte die Prüfung mit sehr gutem Erfolg ablegen.

Das Alef-Alef ist ein eingeführter Betrieb, der die klassischen jüdischen Speisen anbietet, wird es jetzt neue Angebote geben?

Ferszt: Ja, und zwar in drei Richtungen. Einmal möchten wir österreichische Küche, koscher natürlich, für Touristen anbieten. Ich habe vor kurzem in Barcelona zwei koschere Restaurants nebeneinander gesehen. Das eine hat Humus und Tchina angeboten, das andere Paella. Natürlich bin ich in das Restaurant mit den spanischen Spezialitäten gegangen. Ge-



V. l. n. r.: Shalom Bernholtz, Danielle Spera und Edward Ferszt

nau dasselbe möchten wir hier machen. Das heißt, wenn Touristen nach Wien kommen, möchten wir ihnen Wiener Küche bieten, Wiener Schnitzel, Gulasch, Apfelstrudel, Tafelspitz – serviert, wie es sich gehört, in einer Kasserolle mit Suppe. Für die österreichischen Nichtjuden werden wir jüdische Spezialitäten auf der Karte haben: Gefüllte Fisch oder gehackte Leber, Piroggen etc. Wie die Leute, die Chinesisch und Japanisch essen, sollen sie auch die jüdische Küche kennenlernen.

Wie möchten Sie ein neues Publikum ansprechen?

Ferszt: Wir hatten im Alef-Alef bis jetzt nur „Notesser“, also Menschen, die koscher essen müssen, entweder Touristen oder Leute, die zu Hause keine koschere Küche haben. Wir möchten jetzt die Genussesser dazu gewinnen. Wir wollen die Gäste nicht nur zufrieden stellen, sondern sie begeistern.

Wenn wir jetzt über die Kashrut sprechen, limitiert sie in einem Restaurant eher oder ist sie eine Chance, auch einmal neugierige Gäste anzuziehen?

Ferszt: Wir möchten ein gutes Restaurant machen, das auch koscher ist. Dementsprechend limitiert uns die Kashrut nicht. Wir können kein Gulasch mit Rahm anbieten, das ist aber keine große Beeinträchtigung.

„Wir hatten im Alef-Alef bis jetzt nur ‚Notesser‘, also Menschen, die koscher essen müssen, entweder Touristen oder Leute, die zu Hause keine koschere Küche haben. Wir möchten jetzt die Genussesser dazugewinnen.“

Was wird sich an der Inneneinrichtung verändern?

Ferszt: Vor allem der Eingangsbereich ist nicht sehr einladend. Diesen Teil werden wir völlig umgestalten. Es soll eine Lounge-Atmosphäre geschaffen werden, für Gäste, die nur etwas trinken oder eine Kleinigkeit essen wollen.

Gibt es Trends in der koscheren Küche international? Es wird ja heftig diskutiert, dass man weniger Fleisch essen soll. Schlägt sich das auch in der koscheren Küche nieder?

Bernholtz: Im Gegenteil, unsere Gäste wollen das! Das jüdische Essen ist voll mit Fleisch, das erlebe ich nicht nur in Wien, sondern auch in meinem Restaurant in Krakau. Da sind unter 1.500 Gästen vielleicht fünf Prozent Vegetarier.

Ferszt: Die Welt der koscheren Restaurants teilt sich in zwei große Lager: in milchig und fleischig. Die fleischigen Restaurants arbeiten klarerweise sehr viel mit Fleisch. Wir werden auch Fischgerichte und Vegetarisches anbieten. Die jüdische Küche ist eine schwere Küche, aber man kann sie genussvoll einmal in der Woche konsumieren, ohne seine Gesundheit zu gefährden.

Was bedeutet Essen für Sie persönlich?

Ferszt: Für mich bedeutet Essen Genuss. Für mich bedeutet Essen nicht Nahrungsaufnahme, sondern angenehme Nahrungsaufnahme.

Bernholtz: Also, ich esse nur sehr gesund. Salate, Fisch, wenig Fleisch. Nur am Schabbes, da esse ich viel und mit Genuss. Meine Liebesspeise ist Topfen.

Haben Sie eine Liebesspeise?

Ferszt: Ja, alles was mit Kartoffeln produziert wird.

Kartoffeln essen Kinder auch gern. Werden Sie ein spezielles Angebot für



„Wir möchten ein gutes Restaurant machen, das auch koscher ist.“

Kinder haben? Vielleicht auch einen kleinen Kinderbereich, wo Kinder sich wohlfühlen?

Ferszt: Klar, ich bin ja ein sehr erfahrener Großvater. Speisen, die ich als Kind schon gegessen habe, die werden wir jetzt wieder produzieren, z. B. Spieße, die man sowohl milchig mit Käse und Brot als auch fleischig mit Würsteln machen kann.

Wir treffen uns heute in einem Ihrer Lieblingscafés, im Café Imperial. Werden Sie später dann überhaupt noch irgendwo anders hingehen?

Ferszt: Ich werde sicher meistens im Alef-Alef sein. Mein Leben wird sich aber nicht total ändern. In der Nähe

des Café Imperial ist der Musikverein, da gehe ich oft hin und das werde ich beibehalten, aber auch in der Gastronomie unterwegs sein, erstens einmal, um mich zu entspannen und zweitens einmal, um neue Trends als Inspiration mitzunehmen.

Wann geht es los?

Bernholtz: Wir starten mit dem Umbau gleich nach Pessach.

Da kann man Ihnen nur ganz viel Erfolg und Glück wünschen, Masel tov, wenn man das schon vorher sagen darf.

Bernholtz: Immer! Vorher, nachher ... Masel braucht jeder.



Alfons Haider und WIZO-Präsidentin
Hava-Eva Bugajer



Alles Walzer!

International WIZO Ball 2014



Alles Hora!



Alfons Haider und Aussenminister
Sebastian Kurz



Familie Engelberg



Debütanten Dana Winter und Kevin Klein

Love is in the air

Ein Rückblick auf die lange Tradition der jüdischen Bälle, von den ersten Bal Parés in der Nachkriegszeit bis zum heutigen Wizo-Ball im Wiener Rathaus.

VON IDA LABUDOVIĆ

Es liegen fast 70 Jahre dazwischen, mehrere Generationen, viele Hochzeiten und eine ganz andere Welt. Wie jede Geschichte, hat auch diese ihren Anfang und dieser liegt im Jahr 1948.

Stefan Landau war damals, drei Jahre nach dem Kriegsende, ein junger enthusiastischer Mann mit einer Funktion: Er war Gesellschaftsreferent der Jüdischen Hochschülerschaft. Vereinfacht gesagt – ein Haberer, ein Freund, der sich gerne mit anderen jüdischen Freunden trifft. Heute erzählt der Wiener in seinem Büro mit einem leichten polnischen Akzent gerne und mit Leidenschaft aus seinen Erinnerungen. Der erste Bal Paré, dessen Name die besondere Festlichkeit unterstreichen soll, fand im Künstlerhaus statt und war der „einsame Höhepunkt der jüdischen Gesellschaft“. Etwa 600 Leute, Schüler, Studenten, Holocaustüberlebende, Flüchtlinge aus den osteuropäischen Länder, „die ganze jüdische Bevölkerung Wiens“, habe daran teilgenommen. „Es war das gesellschaftliche Ereignis des Jahres. Diejenigen, die den Holocaust überlebt haben, waren hungrig nach Unterhaltung, Tanzen, Plaudern, und Witze erzählen. Bei allen herrschten Durst und Gier nach Vergnügen“, sagt Landau. „Die Vision von 400 jüdischen Hochschülern unter ihrem Präsidenten Alex Gutman war es, an der Gesellschaft teilzunehmen und die ermordete Intelligenz Wiens zu ersetzen“, meint er. Aber nicht nur das.

Der Reinerlös wurde an bedürftige Studenten verteilt und viele haben es damals auch benötigt. Ein Drittel der Studenten hatte nach dem Krieg keine Familienangehörigen mehr.

Damals konnte man keine langen Musselinkleider aus Seide sehen, „es gab auch kein Smoking oder Frackzwang, aber jeder hat darauf geachtet, so elegant wie möglich zu erscheinen“. Das Ehrenkomitee wurde aus Professoren, Spitzen der Stadtverwaltung und jüdischen Organisationen vor allem der Kultusgemeinde gebildet. Nach 1948 war auch der Botschafter des Staates Israel Mitglied des Ehrenkomitees.

Bei der Eröffnung des Balls wurde die Hatikwa, die Hymne Israels, gesungen und das rief starke Emotionen hervor. Dann folgte eine Eröffnungspolnaise, ausgeführt von der jüdischen Jugend unter Leitung eines jüdischen Choreographen, der die verhängnisvolle Kriegszeit in Shanghai überlebt hatte.

Ein weiterer Höhepunkt war das Mitternachtskabarett unter Teilnahme von Karl Farkas, Amin Berg, Fritz Heller und anderen Größen des Wiener Kabarets. Während des langen Abends, der oft bis fünf Uhr in der Früh dauerte, entstanden viele Freundschaften und sogar einige Ehen. Eine davon war die von Leon Zelman, dem späteren Präsident der Jüdischer Hochschülerschaft und

Gründer des Jewish Welcome Service. Auf dem Ball im Jahr 1952 hat Leon Zelman seine zukünftige Frau kennengelernt. Zelman, der von Anfang an an der Organisation des Bal Paré zusammen mit Edmund Reis und Stefan Landau beteiligt war, war auch an diesem Abend mit vielen seiner Freunden dabei. Er sah damals die 16-jährige Gila, forderte sie zum Tanzen auf und aus den Beiden wurde schließlich ein Ehepaar. It was love in the air.

Bis zum Ende der Sechzigerjahre organisierte die Jüdische Hochschülerschaft die Bal Parés regelmäßig in der Halle U des Messepalastes – „der Wohlstand hat diese Tradition auslaufen lassen“.

„Alles Hora – Alles Walzer“

Daphna Frucht sitzt in einer noblen Wiener Hotel Lobby, dezent gekleidet und trägt eine „WIZO-Kette“ mit vielen farbigen Herzen. Sie spricht überlegt und strahlt bemerkenswerte Ruhe aus, obwohl sie ziemlich viel zu tun hat. Daphna ist gerade aus Israel, ihrem Geburtsland zurückgekommen. Sie ist Gründungsmitglied der Young-WIZO Österreich, einer Frauen-Wohltätigkeitsorganisation, die verschiedene soziale Projekte unterstützt. Die Organisation betreut unter anderem in der Stadt Rechovot eine Tagesstätte mit achtzig Kindern verschiedener Herkunft und Religion.

Mit der gleichen Begeisterung wie die Organisatoren damals in den

„Es war das gesellschaftliche Ereignis des Jahres. Diejenigen, die den Holocaust überlebt haben, waren hungrig nach Unterhaltung, Tanzen, Plaudern, Witze erzählen. Bei allen herrschten Durst und Gier nach Vergnügen“, Stefan Landau über den ersten Bal Paré.

Vierzigerjahren engagiert sie sich gemeinsam mit ihren Freundinnen bei den Vorbereitungen für den WIZO-Ball: „Die Idee war, wieder einen Ball für die jüdische Gemeinde zu machen, vor allem in Wien, einer Stadt mit Ballkultur und diesmal machen wir einen internationalen Ball“. Internationalität ist den „WIZO-Damen“, wie man sie umgangssprachlich nennt, auch gelungen, denn etwa 450 Personen aus verschiedenen Ländern haben sich für den Ball angemeldet. Der Ball fand Ende März im Wiener Rathaus unter dem Motto „Alles Hora! – Alles Walzer!“ statt und der Reinerlös ging zur Unterstützung von Projekten wieder nach Israel.

Die Erfolge dieser Organisation sind größtenteils ihrer Präsidentin Hava-Eva Bugajer zu verdanken. Sie sieht die Organisation als „Brückenbauer“ zwischen den Generationen und der Ball ist für sie die richtige Gelegenheit dazu.

Schon während der ersten Bal Parés waren es die WIZO-Frauen, die für das Buffet gesorgt haben. Man wusste jedes Jahr, welche Frau welche der typischen jüdischen Spezialitäten, ob Gefüllte Fisch oder frischgebackene Challa, zubereitet hatte. Durch das Engagement der WIZO-Damen ist der „Bal Paré irgendwann zum gemeinsamen WIZO-Ball geworden“, meint Hava-Eva Bugajer. Der letzte WIZO-Ball, der unter dem Namen Bal Paré firmierte, hat im Jahr 2009 anlässlich des sechzigjährigen Bestehens des Staates Israel stattgefunden.

Tanzstunde

Tanzunterricht an einem sonnigen frühen Sonntagnachmittag im März: Etwa 20 Paare unterhalten sich in Deutsch, Iwrith und Englisch und folgen den Instruktionen des Tanzlehrers Roman Svabek. Traditionelle und nichtreligiöse Jugendliche bemühen sich um Gleichschritt und Harmonie. Dana Winter ist eine davon.

Sie ist zuständig für die Organisation der Debütanten, die, wie sie selbst, den Ball eröffnen werden. Natürlich werde sie ein weißes langes Kleid tragen, sagt sie und fügt hinzu: „Der International WIZO Ball ist für mich ein bedeutendes Ereignis, da es der erste jüdische Ball für mich sein wird.“ Außerdem finde sie „toll, dass er im Rathaus stattfindet und die jüdische Kultur mit der wienerischen bzw. österreichischen vereint.“

Auch Elias Zolotar, obwohl ein erfahrener Tänzer mit „Leidenschaft für Ballsaal-Tänze“, frischt noch einmal seine Tanzkenntnisse auf. Er hat schon einige jüdische Bälle eröffnet, aber für ihn ist das wieder eine Gelegenheit, dabei zu sein und es ist ihm „eine Ehre, für seine Leute da zu sein“.

Der Frühling hat begonnen und schon wieder ist love in the air. Wie damals, im Jahr 1948, als diese Tradition ihren Lauf genommen hatte.



FOTO ©: JÜDISCHES MUSEUM WIEN, MARGIT DOBRONYI

Marika Lichter, Anita Ammersfeld und Fritz Muliar beim 20. Bal Paré im Jahr 1968



Die Reise hat begonnen

Rabbener Marc Schneier gilt als einer der einflussreichsten Rabbener der USA. Er hat einen besonderen Bezug zu Wien. Sein Vater Arthur Schneier – ein ebenfalls sehr bekannter Rabbener – stammt aus Wien. Marc Schneier ist eine der führenden Personen im Dialog zwischen der muslimischen Welt und dem Judentum. MARTIN ENGELBERG hat ihn in New York besucht.

FOTOS: MARK ABRAMSON

NU: Ihr Vater stammt aus Wien. Haben Sie einen besonderen Bezug zu Wien?

Rabbener Schneier: Meine Verbindung ist erst in letzter Zeit entstanden. Ich war erst vor kurzem überhaupt zum ersten Mal in Wien. Ironischerweise wegen König Abdullah, weil ich bei der Errichtung seines interreligiösen Zentrums in Wien involviert war. Ja, ich habe Geschichten über Wien gehört, aber das waren keine guten. Mir wurde nur erzählt, was meine Familie 1938 durchgemacht hat. Erst bei der Einweihung des Abdullah-Zentrums 2012 fuhr

ich zum ersten Mal gemeinsam mit meinem Vater nach Wien und habe auch zum ersten Mal die Gräber meiner Vorfahren besucht. Im Jüdischen Museum Wien habe ich ein Foto der „Polnischen Schul“ entdeckt. Mein Vater hat dort gebetet und diese Synagoge nicht mehr gesehen, seit sie in der „Kristallnacht“ zerstört wurde. Durch all das entstand bei mir sehr schnell eine tiefe und starke emotionale Bindung zu Wien. Ich war auch von den verschiedenen Persönlichkeiten der jüdischen Gemeinde beeindruckt. Für mich ist Wien ein Geheimtipp.

Sowohl Ihr Vater als auch Sie sind sehr im interreligiösen Dialog engagiert – Ihr Vater mit der katholischen Kirche, Sie mit der muslimischen Welt.

Das spiegelt einfach die unterschiedlichen Anliegen der beiden Generationen wider. Während mein Vater sicher für seine großartigen Beziehungen zur katholischen Kirche in die Geschichte eingehen wird, sind diese für unsere Generation nicht mehr so zentral. Ich war vor wenigen Wochen in Rom und hatte die Ehre, dort vor dem Parlament über meine Arbeit für die muslimisch-jüdischen Bezie-

„Im Jüdischen Museum Wien habe ich ein Foto der ‚Polnischen Schul‘ entdeckt. Mein Vater hat dort gebetet und diese Synagoge nicht mehr gesehen, seit sie in der ‚Kristallnacht‘ zerstört wurde“, Rabbiner Schneier über seine emotionale Bindung zu Wien.

hungen sprechen zu dürfen. Danach fragte mich ein Abgeordneter, was ich mir vom bevorstehenden Besuch des Papstes in Israel erwartete. Darauf antwortete ich ihm: „Natürlich bin ich begeistert, dass der Papst nach Israel kommt, aber es würde mich noch viel mehr freuen, wenn König Abdullah von Saudi-Arabien nach Israel käme.“ Erfreulicherweise gibt es heute in den Beziehungen zwischen der katholischen Kirche und dem Judentum keine großen Probleme mehr. Als vor kurzem jüdische Freunde des Papstes aus Argentinien in Rom zu Besuch waren, bestand die größte Schwierigkeit darin zu entscheiden, in welches koschere Restaurant sie mit Franziskus zu Mittag essen gehen würden.

Wie ist die Reaktion in der muslimischen Welt auf Ihre Initiativen?

Unterschiedlich. Ich finde, dass es sehr viele Muslime gibt, sowohl in der Führung als auch an der Basis, die sich im Dialog mit uns Juden engagieren. Natürlich ist der Konflikt mit Israel eine Quelle von Problemen. Der Islam und das Judentum sind sich näher als jede andere Religion. Wir teilen als Kinder Abrahams den gleichen Glauben und das gleiche Schicksal. Wir haben uns auf diesen Weg gemacht, nachdem wir die Beziehungen zwischen der afro-amerikanischen und der jüdischen Community wiederhergestellt hatten, die Anfang der 1990er-Jahre einen Tiefpunkt erreicht hatten. Die muslimisch-jüdischen

Aber so wurde ich auch 1990 ausgepötte, als wir anfangen, an den Beziehungen mit den Afro-Amerikanern zu arbeiten. Das war die Zeit, als sich Jesse Jackson, Al Sharpton und andere schwarze Persönlichkeiten ganz offen antisemitisch äußerten. Vergessen Sie auch bitte nicht, dass wir nicht nur einfach an einem Dialog arbeiten. Das wäre uns nicht genug – unsere Latte liegt viel höher. Menschen, die für ihre eigenen Rechte eintreten, sind nur dann ehrenwert, wenn sie sich auch für die Rechte der Anderen einsetzen. Ich habe Kontakt zu den prominentesten muslimischen Persönlichkeiten der USA aufgenommen und wir haben damals z. B. gemeinsam einen Brief zur Freilassung von Gilad Shalit (Anm. d. Red.: israelischer Soldat, der über fünf Jahre von der Hamas im Gazastreifen gefangen gehalten wurde) geschrieben. Das war das allererste Mal, dass sich Muslime in dieser Sache engagierten.

Das gilt übrigens auch für Österreich: Vor wenigen Tagen war eine Delegation der Stadt Wien hier bei uns zu Besuch und wir haben darüber gesprochen, dass in Österreich bei einer Gesamtbevölkerung von acht Millionen Menschen ca. 800.000 Muslime leben, deren Zahl immer weiter steigt. Man kann nicht zulassen, dass sich diese Muslime darüber lustig machen, was den Juden in diesem Land passiert ist. Und dieses Problem gibt es heute in ganz Europa.



„Der Islam und das Judentum sind sich näher als jede andere Religion.“

Die große Herausforderung des 21. Jahrhunderts ist es, einen Weg zu finden, um die Kluft zwischen Muslimen und Juden zu verkleinern. Es gibt 14 Millionen Juden in der Welt und 1,4 Milliarden Muslime. In einigen Teilen der Welt, wie z. B. in Europa, wird das zu einer immer größeren Herausforderung. Ich versuche den führenden Persönlichkeiten des Judentums in den USA und in der Welt die Wichtigkeit des interreligiösen Dialoges zu vermitteln.

Beziehungen sind eine ganz andere Herausforderung, aber es dauerte auch 40 Jahre, bis Moses die Juden ins Heilige Land brachte. Wir sind sicher noch nicht im Heiligen Land und zu einer muslimisch-jüdischen Versöhnung gelangt, aber das Gute ist, dass die Reise begonnen hat.

Und wie reagieren die Juden auf Ihre Initiative? Was sagen Ihre Gemeindeglieder dazu?

Anfangs haben sie mich ausgelacht.

Es ist auch aufgefallen, dass Sie – gemeinsam mit 150 bedeutenden amerikanischen-jüdischen Persönlichkeiten – einen Brief an Premierminister Netanyahu geschrieben haben, in dem Sie ihn aufforderten, wirklich ernsthafte Verhandlungen mit den Palästinensern zu führen.

Normalerweise diskutiere ich darüber nicht in der Öffentlichkeit, aber es geht hier einfach um die Frage der sich verändernden Demographie der Region. Wenn wir jetzt nicht etwas

„Natürlich bin ich begeistert, dass der Papst nach Israel kommt, aber es würde mich noch viel mehr freuen, wenn König Abdullah von Saudi-Arabien nach Israel käme.“

tun, dann ist es sehr wahrscheinlich, dass die Juden in Israel zur Minderheit werden. Was mir an dieser Plattform gefiel, war, dass wir immer gesagt hatten, die Palästinenser würden keine Gelegenheit auslassen, eine gute Gelegenheit zu verpassen, und jetzt liegt es aber an Israel. Aber auch die Palästinenser dürfen die jetzige Chance nicht vertun.

Es ist sehr beeindruckend, wie sehr Sie sich in kontroversiellen Fragen des Judentums und Israel exponieren. Das scheint den führenden Persönlichkeiten des Judentums in Europa und auch in Österreich nicht möglich zu sein.

Es herrscht im Judentum ganz allgemein ein sehr rigides System, nicht nur im religiösen Sinn, auch im kulturellen. Nicht nur in Europa, sondern auch in den USA gibt es wenige jüdische Führungspersonlichkeiten, die sich offen äußern. Daher weiß ich nicht, ob ich repräsentativ bin. Ich bin wohl eher ein Pionier, ein Visionär. Ich habe vor 25 Jahren „am Ende der Welt“, auf Long Island, dem Sommerurlandsgebiet der New Yorker, eine Synagoge gegründet, da haben mich alle für verrückt gehalten und jetzt haben wir dort 500 Familien als Mitglieder. In der warmen Jahreszeit kommen 1.000 Menschen zu den Gottesdiensten und unseren Veranstaltungen.

Sie haben diese Gemeinde ja tatsächlich wie eine Firma gestartet und betreiben sie auch so.

Ich sage immer: „There’s no business like Shul business.“ (lacht herzlich)

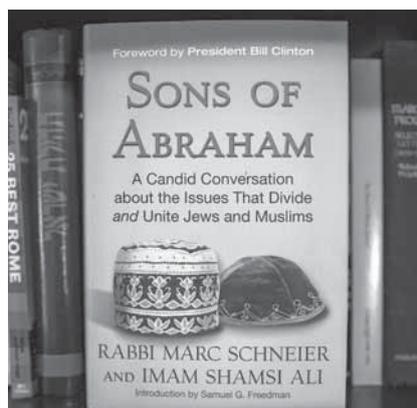
Darf ich das zitieren?

Na klar! Am Ende mache ich es nicht anders als Chabad (Anm. d. Red.: Chassidisch-orthodoxe Bewegung, die auf der ganzen Welt versucht, Juden zur Rückkehr zur Religion zu bewegen). Nur, dass ich keinen Bart habe und nicht so angezogen bin. Aber sonst verwenden wir die gleiche



Ich sage immer: „There’s no business like Shul business.“

Formel. Das große Problem heute ist, dass wir keine großen rabbinischen Persönlichkeiten haben, sei es von einem religiösen, politischen, sozialen oder sonstigen Standpunkt aus gesehen. Rabbiner sind heute nichts anderes als Verwalter und ich glaube, dass die jüdischen Gemeinden heute



Marc Schneier (geb. 1959) definiert sich als orthodoxer Rabbiner und ist das Oberhaupt der von ihm gegründeten, höchst erfolgreichen The Hampton Synagogue auf Long Island, außerhalb von New York. Er ist einer der Vizepräsidenten des World Jewish Congress und war der Präsident des Rates der nordamerikanischen Rabbiner. 2013 hat er gemeinsam mit Imam Shamsi Ali das Buch *Sons of Abraham* mit einem Vorwort von Ex-Präsidenten Bill Clinton herausgegeben.

nach Leadership schreien. Nicht jeder ist mit meiner Art von Führung einverstanden, aber glücklicherweise sind es genug. Aber es wäre nett, dabei mehr Gesellschaft zu haben.

Wie ist Ihre Position in der Orthodoxie? Bezeichnen Sie sich als „modern-orthodox“?

Ich empfinde mich als orthodox, genauso orthodox wie die anderen Orthodoxen. Natürlich gibt es Momente, wo wir unterschiedliche Wege gehen müssen, aber das ist auch okay so. Das Problem ist die Arroganz, wenn jemand sagt, dass sein Weg der einzig mögliche ist. Ich war viele Jahre Präsident der New Yorker Rabbiner, das waren 1500 Rabbiner, angefangen von den liberalsten Gemeinden, und wir haben es wunderbar geschafft zusammenzuarbeiten. Wir müssen im Judentum zu dem Punkt kommen, dass es nicht nur den einen möglichen Weg gibt. Die Tragödie der Zerstörung des Tempels in Jerusalem ging vor allem mit dem Verlust des Sanhedrins (Anm. d. Red.: Der Hohe Rat – zur Zeit des Tempels die oberste jüdische religiöse und politische Instanz und gleichzeitig das Oberste Gericht) einher. Seither haben wir keine Instanz mehr, um die wichtigen Fragen des Judentums zu entscheiden und so verharren wir zu oft in einem Stillstand und einer Rigidität.

Weiblich, modern, orthodox

Für moderne orthodoxe Jüdinnen hat der Alltag in Wien manche Hürde parat. Gut, dass es jetzt wieder eine Scheitelmacherin gibt, und das Internet, das ohne Grenzen Ideen und Inspiration liefert.

VON EVA KONZETT (TEXT) UND MARTIN GRUBER (FOTO)

„Ein bisschen ist es wie bei einem Frisör“, Daniela Kaner streicht lachend über das braune Haar, das zur Perücke geknüpft auf dem Styroporkopf sitzt. Viele Perücken tun das, nebeneinander aufgereiht, in dem rosafarben gestrichenen Zimmer, im zweiten Wiener Gemeindebezirk. Auf der weißen Halterung drapiert, warten sie auf Kundinnen. Blonde, schwarze und eine in Kastanienbraun. Daneben Haarpflegeprodukte, Kämmen und Bürsten, Haarfestiger. Mit Daniela Kaner gibt es seit kurzem wieder eine Scheitelmacherin in Wien. Scheitel, so nennen jüdisch orthodoxe Frauen die Perücken, mit denen sie gemäß den Gesetzen der Thora ihr Haar bedecken. Wer in Wien eine neue Perücke kaufen oder die eigene zur Pflege bringen will, kann das nun bei Daniela Kaner tun.

Eine der Kundinnen ist Chava. Sie hat sich im frühen Erwachsenenalter entschlossen, halachisch observant zu leben. Das Haar zu bedecken war für die junge Frau nach der Heirat ein logischer Schritt. Nur eine Perücke in Wien zu kaufen, das machte Schwierigkeiten. Alle paar Wochen kam zwar eine Scheitelmacherin aus Antwerpen, die ihre Ware auch den Wienerinnen anbot. Was Chava damals jedoch fehlte, war das Zusatzangebot, die Dienstleistung über den Verkauf hinaus. „Weil es keine Scheitelmacherin in Wien gab, mussten wir unsere Perücken zur Pflege zu einem Frisör bringen, in der Hoffnung, dass die-

ser damit umgehen kann“, sagt sie. Die Perücken brauchen eine andere Behandlung als normales Kopfhaar. Sie können verknoten, Haare können ausfallen, das Netz nutzt sich ab. Und: Auch Perücken bekommen Spliss. 1000 bis 1500 Euro kostet das Stück aus Echthaar bei Daniela Kaner. „Jedes verlorene Haar ein Euro“, lacht Chava. Professionelle Hände sind also gefragt.

613 Gebote und Verbote

Ein Zimmer voller Bücher. Links die Titel in lateinischer Schrift, rechts die Bände auf Hebräisch. Chava hat zuvor Kaffee angerichtet, in ihrem grünen Rock und bunter Bluse sitzt die Frau am massiven Wohnzimmertisch, mitten im Zimmer. Man merkt, dass dieser Raum genutzt wird, dass hier Menschen leben. Nein, in einer frommen Familie sei sie selbst nicht aufgewachsen, erzählt Chava. Ihrem heutigen Leben habe sie sich Schritt für Schritt angenähert. Die Kleidervorschriften, etwa knielange Röcke und keine sichtbaren Ellenbogen, befolgt sie seit 2001. Den Begriff Kleidervorschrift mag sie aber nicht. 613 Gebote und Verbote beinhaltet die Thora. Das bedeckte Haar der verheirateten Frauen und die Kleidungsregeln gehören dazu. Isolieren könne man die Vorschriften nicht, erklärt Chava. Das eine hänge immer mit dem anderen zusammen: „Ich entscheide mich ja nicht, mich ‚bescheiden‘ anzuziehen, sondern ich entscheide mich, fromm zu leben“, sagt sie. Wobei fromm zu

leben für sie nicht im Widerspruch zu einem modernen Leben steht, wie Chava betont.

Chava und Daniela, zwei junge Jüdinnen in Wien. Das religiöse Bekenntnis mit dem Wiener Alltag in Einklang zu bringen, gestaltet sich manchmal schwierig. Gerade wenn es darum geht, Kleidung und Aussehen nach dem Konzept von „Tzniut“ (Bescheidenheit) zu gestalten. Daniela studiert Musik in Wien. Für sie war es ein langer Prozess, die richtige Strömung im Judentum zu finden. Sie bezeichnet sich heute als modern orthodox, eine Strömung, die die jüdischen Gesetze achtet, gleichzeitig aber die Integration in die säkulare Gesellschaft versucht. In der Außenwelt bewege sie sich heute nicht großartig anders als vor ihrer Hochzeit und ihrer Entscheidung für ein frommes Leben, erzählt sie. Generell achtet sie aber darauf, durch ihren Kleidungsstil nicht aufzufallen. Je nach Mode sei es schwieriger und einfacher, auch in herkömmlichen Geschäften einzukaufen. „In den letzten Jahren sind die Modetrends diesbezüglich aber gut“, sagt sie. In den großen Modeketten Wiens wird man Chava hingegen kaum finden. Ihr reicht als Kriterium nicht aus, dass die Garderobe „tzniusdik“ ist, die Akademikerin achtet zusätzlich auf sozial verträglich hergestellte Kleidung: „Auch wenn ich mir dadurch natürlich einen weiteren Filter einbaue“, sagt sie.

Jüdische Bloggerwelt

Tausende Kilometer entfernt sitzt Sharon Langert in New Jersey und klickt sich durch die neuesten Modetrends. Seit ihrer Kindheit interessiert sich die Amerikanerin für Mode. Seit jeher habe sie deshalb die Balance zwischen stylischem Auftreten und den orthodoxen Werten gesucht, sagt Sharon. Mittlerweile hilft sie auch anderen Jüdinnen dabei: Vor drei Jahren hat Sharon den Blog „Fashion-Isha“ gegründet, der Name ist ein Begriffsspiel aus dem hebräischen Wort „Frau“ und der englischen Bezeichnung für Mode. Damals als die Kinder schon größer waren, wollte sie eine kreative Plattform schaffen für all jene, die Inspirationen suchten, ohne ihre religiösen Werte zu verletzen. Heute hat sie zwischen 50.000 und 60.000 Seitenaufrufe im Monat, mehr als 6000 Facebook-Likes und unzählige Follower auf der Kurznachrichtenseite Twitter. Sharon Langert ist zu einer der bekanntesten Bloggerinnen aufgestiegen, die jüdische Kleidungs Vorschriften mit der schnelllebenden Modewelt zu verbinden versuchen.

Sharon beobachtet die aktuellen Trends, sichtet täglich Einträge auf unzähligen konventionellen Fashion-Blogs und Streetstyle-Portalen auf deren Tauglichkeit für das eigene Blog. Kollektionen, Outfits und einzelne Kleidungsstücke, welche den Kleiderregeln entsprechen, setzt Sharon auf Fashion-Isha. „Ich möchte Jüdinnen inspirieren und aufzeigen, dass man sich auch als moderne orthodoxe jüdische Mutter und Frau schön und stylisch kleiden kann“, erklärt die Bloggerin, die selbst Mutter von fünf Kindern ist. Sharon sammelt die Ideen, das Internet verbreitet sie in die ganze Welt. Von Alltagskombinationen über Abendroben und Purim-Tipps, bis hin zu Bastelanleitungen, wie man mit wenigen Handgriffen einen Rock mit Federn auf die rich-



Daniela Kaner, die einzige Scheitelmacherin in Wien

tige Länge bringt. Sharon selbst sieht ihre Webseite als zusätzliches Angebot für modeinteressierte jüdische Frauen, denen die einschlägigen Publikationen wie *Vogue* und *Elle* zwar die neuesten Trends präsentieren, die diese jedoch in den meisten Fällen nicht anziehen können.

Das aktuelle Modevorbild der Bloggerin? Das amerikanische It-Girl Olivia Palermo – auch wenn sie keine Jüdin ist. Daniela holt sich oft solche Anleihen für ihre Outfits aus dem Internet, aus Blogs und Facebook. Nicht zuletzt aber schaut sie sich auch vieles von Frauen auf der Straße ab. „Ich beobachte andere Mädchen und überlege mir, was ich auf mich übertragen kann“, sagt sie. Für Chava bedeutet ihre Kleidung gleichermaßen Ausdruck ihrer Individualität: „Modern sein heißt für mich, dass man mutig und aufgeschlossen ist, sich selbst ein unvoreingenommenes Urteil zu bilden. Das gilt in gleicher Weise für die Kleidung“, sagt sie. Sie mag kleine Labels und unbekanntere Designer, hat eine Vorliebe für den Rock’n’Roll-Stil des Rockabilly. Ob die Stücke aus Israel oder aus den Händen eines jüdischen Designers oder von woanders kommen, darauf legt sie keinen Wert,

solange sie den religiösen Kriterien entsprechen und nachhaltig hergestellt worden sind. Wenn es um österreichische Mode geht, greift Chava gern zu Lena Hoschek.

Letzte Rettung

Im zweiten Bezirk zeigt Daniela stolz auf die israelischen Zertifikate, die sie als professionelle Scheitelmacherin ausweisen. Zwei Mal ist sie für Kurse extra nach Israel gereist. Dort und in Amerika erzählt sie, sei die Scheitelmacherin Teil des Alltags vieler Jüdinnen. Eine Person, zu der Frauen eine besondere und langjährige Beziehung aufbauen. Eine Frau, die andere Frauen begleitet. Sie selbst bietet ihre Perücken und sämtliche Hilfestellungen rund um das Zweithaar seit September an. Die große Nachfrage hat sie überrascht. Und erste Kundinnen hat sie aus misslicher Lage befreit. So etwa die Dame, die ihr eine einst wunderschöne Langhaarperücke in die Hand drückte. „Retten Sie, was zu retten ist“, flehte sie Daniela an. Die Dame hatte bei dem teuren Scheitel nur die Spitzen schneiden wollen. Heraus kam aber ein fransiger Kurzhaarschnitt. „Ich habe die Perücke dann durch Föhnen wieder hingekriegt“, lacht Daniela.



FOTOS ©: MUZEUM HISTORII ŻYDÓW POLSKICH

Wie ein Raumschiff aus einer besseren Zukunft

Seit einem Jahr ist ein Teil des Museums der Geschichte der polnischen Juden in Warschau geöffnet. Der sehenswerte Bau ist Favorit im Rennen um den polnischen Architekturpreis 2013.

VON MICHAEL LACZYNSKI

Wer sich heute mit der polnischen Geschichte befasst, lebt in interessanten Zeiten. Nachdem die Beschäftigung mit der Vergangenheit in der Periode 1945 bis 1989 im wahren Sinne des Wortes schockgefroren war und der Prozess des Auftauens bekanntlich eine Weile dauert, werden historische Ereignisse, über die der real existierende Sozialismus den Mantel des Schweigens ausgebreitet hatte, erst seit Kurzem thematisiert. Was da seit einigen Jahren zum Vorschein kommt, ist nicht immer schön anzusehen, rüttelt aber an bequemen Illusionen und unreflektierten Mythen der polnischen Gesellschaft – ein längst überfälliger Prozess, möchte man meinen. So wird mittlerweile nicht mehr zum

gottlosen Landesverräter abgestempelt, wer – wie etwa der amtierende Außenminister Radosław Sikorski – laut darüber nachdenkt, ob der von diversen „Patrioten“ zum Glanzlicht der Geschichte erhobene Warschauer Aufstand von 1944 mehr gebracht hat außer 200.000 Todesopfern und der großflächigen Zerstörung der polnischen Hauptstadt. Der Journalist und Historiker Piotr Zychowicz wiederum verstieg sich in seinem vor eineinhalb Jahren publizierten Bestseller „Pakt Ribbentrop-Beck“ gar zur gewagten These, Polen hätte in den 1930er-Jahren besser mit dem Dritten Reich gemeinsame Sache machen und in die Sowjetunion einmarschieren sollen, anstatt sich 1939 von West und Ost überfallen zu las-

sen. Zu sagen, Zychowicz's Buch sei heftig debattiert worden, wäre eine ziemliche Untertreibung.

Und natürlich geht es immer wieder um das alles andere als einfache Verhältnis zwischen Polen und Juden. Als der polnisch-amerikanische Historiker Jan T. Gross 2001 in seinem Buch *Nachbarn* die Ermordung der Juden von Jedwabne durch ihre nichtjüdischen Mitbürger im Jahr 1941 beschrieb, wurde er noch als Propagandist und Polen-Hasser verunglimpft. Unzählige Dispute später jedoch ist die Erkenntnis, dass Polen nicht nur Opfer, sondern auch Täter waren, weit verbreitet und wird nur mehr von Nationalisten und sonstigen Betonköpfen bestritten. Auch

SERIE JÜDISCHE MUSEEN:

Bisher erschienen:

NU 54 Wien
NU 53 Brüssel
NU 52 Satu Mare
NU 51 New York
NU 50 Venedig
NU 49 Amsterdam
NU 48 Istanbul

NU 47 Casablanca
NU 46 Wien
NU 45 Melbourne
NU 44 Eisenstadt
NU 43 Philadelphia
NU 42 Frankfurt
NU 41 Bratislava

NU 40 Rom
NU 39 Südafrika
NU 38 Oslo
NU 37 Sarajevo
NU 36 Barcelona
NU 35 Kopenhagen
NU 34 London

NU 33 Hohenems
NU 32 Buenos Aires
NU 31 Wien
NU 30 Basel
NU 29 Sydney
NU 28 München
NU 27 Berlin

der von kommunistischen Machthabern angezettelten „antizionistischen“ Hetze des Jahres 1968 (Israel war ja Verbündeter der USA, während seine arabischen Widersacher von der UdSSR unterstützt wurden), die in einer regelrechten Auswanderungs- bzw. Flüchtlingswelle kulminierte, wird mittlerweile gedacht.

Das neue Wahrzeichen Warschaus

Insofern könnte der Zeitpunkt für die Eröffnung eines repräsentativen Museums über die wechselvolle Geschichte der Juden in Polen nicht besser sein. Seit April 2013 hat das „Muzeum Historii Żydów Polskich“ (Museum der Geschichte der polnischen Juden) in Warschau seine Pforten geöffnet – zumindest einen Spalt, doch dazu später. Das im innerstädtischen Viertel Muranów situierte Gebäude wirkt wie eine triumphale Geste in dem ansonsten wenig ansehnlichen Distrikt, in dem die NS-Besatzer das Warschauer Ghetto eingerichtet hatten, um es dann 1943 im Zuge des Aufstands seiner todgeweihten Insassen sukzessive dem Erdboden gleichzumachen. Inmitten der grauen Bausubstanz aus den Nachkriegsjahren wirkt das Museum wie ein Raumschiff aus einer besseren Zukunft, das in der post-sozialistischen Gegenwart notgelandet ist. „Es ist das wohl schönste Gebäude, das 2013 eingeweiht wurde“, schwärmt das Architekturportal Bryla.pl, das den Bau unter die Favoriten für seinen jährlichen Architekturpreis reiht.

Entworfen wurde dieses neue Wahrzeichen Warschaus vom finnischen Architekten Rainer Mahlamäki, der sich dabei von einem Ursprungsmythos des Judentums inspirieren ließ: dem Auszug der Israeliten aus Ägypten. Die spektakuläre Eingangshalle des Museums gestaltete Mahlamäki als organische, lichtdurchflutete Schlucht aus sandfarbenem Beton, die an die Teilung des Roten Meeres durch

Moses erinnert. Der Finne machte von Anfang an klar, dass sein Projekt Leichtigkeit und Vitalität ausstrahlen soll und nicht drückende Schwere: „Das ist kein Museum des Holocaust, sondern der jüdischen Kultur“, sagte Mahlamäki in einem Interview. „Es knüpft an die Vergangenheit an, ist aber zugleich zukunftsgerichtet.“ 200 Millionen Zloty, umgerechnet knapp 50 Mio. Euro, kostete der Bau, finanziert wurde er je zur Hälfte von der Stadt Warschau und dem polnischen Kulturministerium.

Ein leeres, aber lebendiges Museum

Bis ins antike Ägypten wird die Geschichte, die das Museum erzählt, aber nicht reichen. Die ersten jüdischen Händler trafen vor gut tausend Jahren in Polen ein – und genau hier fängt das Narrativ an. Kernstück des Museums ist eine 4000 Quadratmeter große multimediale Ausstellung, die die Geschichte der Juden in Polen von ihren Anfängen im Frühmittelalter bis zur Nachkriegszeit erzählt. Und zwar aufgeteilt auf sieben Stationen: „Wald“ (Mythen über die Ankunft der Juden in Polen), „Erste Begegnungen“ (Mittelalter), „Para-

disus Ludaeorum“ (Blütezeit unter der Herrschaft der Jagiellonen-Dynastie im 15. und 16. Jahrhundert), „Das Städtchen“ (Alltag im 17. und 18. Jahrhundert), „Herausforderungen der Moderne“ (das Zeitalter der Industrialisierung), „Die Straße“ (kulturelle Renaissance in der Zwischenkriegszeit), „Vernichtung“ (der Holocaust) und zu guter Letzt „Die Nachkriegszeit“. Ergänzt wird das Erlebnis durch einen „Wall of Fame“, den sich US-amerikanische Sponsoren der rund 30 Mio. Euro teuren Hauptausstellung gewünscht haben sollen und der berühmte Polen jüdischer Abstammung würdigt – etwa den Automobil-Pionier André-Gustave Citroën, dessen Mutter Masza Amalia Kleinmann aus Warschau stammte, oder den Schriftsteller und Futurologen Stanislaw Lem. Kuratiert wurde der historische Parcours von einem gut hundertköpfigen Team unter der Leitung der US-Wissenschaftlerin Barbara Kirshenblatt-Gimblett von der New York University. Die Eröffnung ist für den kommenden Oktober angesetzt.

Und genau hier fangen die Schwierigkeiten an, denn noch ist das



Bei der Eröffnung der Ausstellung „Biografien der Dinge“

Die spektakuläre Eingangshalle des Museums gestaltete der finnische Architekt Rainer Mahlamäki als organische, lichtdurchflutete Schlucht aus sandfarbenem Beton, die an die Teilung des Roten Meeres durch Moses erinnert.

Museum de facto leer, wenn man von einer als Verlegenheitslösung gedachten, etwas lieblos geratenen Ausstellung mit dem Titel „Biografien der Dinge“ einmal absieht. Dass der Eröffnungstermin immer wieder verschoben werden musste, hängt mit drei grundsätzlichen Problemen zusammen, mit denen sich das Museum und seine Leitung konfrontiert sehen.

Problem Nummer eins ist die Frage der Balance zwischen Seriosität und Breitenwirkung – seit das Ausstellungskonzept publik gemacht wurde, gibt es heftige Diskussionen darüber, ob das Ergebnis nicht zu seicht geraten ist. Die Publizistin Anna Bikont artikuliert in der Tageszeitung *Gazeta Wyborcza* die Sorge, dass das Museum ein ähnliches „Jiddisch Disneyland“ wie das von Kreml-treuen Oligarchen gestiftete „Zentrum der Toleranz“ in Moskau zu werden drohe, wo Besucher mit kitschiger Shtetl-Folklore traktiert werden.



Rainer Mahlamäki ließ sich von einem Ursprungsmythos des Judentums inspirieren: dem Auszug der Israeliten aus Ägypten.

Auch von der hineinreklamierten jüdischen Ruhmeshalle hält Bikont wenig – das sei „charmanter Infantilismus“ nach dem Vorbild der Traumfabrik Hollywood, der in Warschau nichts zu suchen habe.

An diesen Disput knüpft das zweite Problem des Museums an: Wer ist eigentlich dessen Zielpublikum? Sind es jüdischstämmige Besucher aus dem Ausland, die auf den Spuren ihrer Vorfahren wandeln wollen, oder sind es Polen, die eine „vertraute, zugleich aber unverständliche Exotik“ kennenlernen möchten, wie es Piotr Pazinski, der Chefredakteur des jüdischen Kulturmagazins *Midrasz*, gegenüber **NU** formuliert. Pazinski glaubt, dass das Museum vor allem „Touristen und Schulklassen“ ansprechen soll – und auch er sorgt sich darum, dass die Ausstellung ein verzerrtes Bild bieten könnte: Auf der einen Seite das Shtetl, auf der anderen Seite die Literaten, und von der breiten Mittelschicht keine Spur.

Doch das potenziell größte Problem ist die Nähe zur Politik, die das Museum finanziert hat und dessen Betrieb sie weiter dotieren wird müssen. Denn davon, dass sich die Institution zur Gänze selbst erhalten kann, geht so gut wie niemand aus. Und nach Ansicht von Pazinski haben die Regierenden ein übergeordnetes Interesse: Zu zeigen, „dass alles gut ist“ – das Museum wäre demnach das Aushängeschild des neuen Polens. Ein kontroverses Geschichtsbild, das diesen schönen Schein stört, wäre demnach unerwünscht.

Ob sich diese Sorgen bewahrheiten, wird sich freilich erst mit dem Normalbetrieb weisen, denn noch funktioniert das Museum sozusagen im Leerlauf. Angesichts dieser Tatsache ist es ziemlich erstaunlich, dass seit April 2013 schon mehr als 200.000 Besucher gezählt wurden. Und diese



„Das ist kein Museum des Holocaust, sondern der jüdischen Kultur“: Mahlamäki über sein Schaffen.

hohe Besucherzahl zeigt, dass die Direktion eines richtig gemacht hat: Sie hat das Museum bereits jetzt als Kulturzentrum etabliert. Es gibt Räume für Konzerte, Vorträge und Filmvorführungen, eine Buchhandlung, eine Cafeteria – sowie ein dicht gepacktes Programm, das von Kabarettvorführungen über Schulungen und Diskussionen, bis hin zu Kinderkursen reicht. Insofern kann man mit gutem Gewissen sagen, dass Rainer Mahlamäkis Raumkonzept voll aufgegangen ist: Das Museum der Geschichte der polnischen Juden ist in der Tat ein sehr lebendiger Ort.

Muzeum Historii Żydów Polskich

Anielewicza 6, 00-157 Warszawa
www.jewishmuseum.org.pl

Öffnungszeiten:
 Montag bis Sonntag, 10 bis 18 Uhr
 Dienstags geschlossen

Eintritt frei

Europa ist überall.

LOWE GGK

Österreich

Zusammenhänge
verstehen.

Welt

wienerzeitung.at



Robert James Fischer – Genie und Rüpel, Jude und Antisemit

Robert James „Bobby“ Fischer war ein bemerkenswerter US-amerikanischer Schachspieler. Seine Siege, sein Leben und seine antisemitischen und antiamerikanischen Äußerungen machten Schlagzeilen.

VON ANATOL VITOUCH

Kennen Sie Bobby Fischer? Wahrscheinlich schon. Vor dem medialen Aufpoppen des Namens Magnus Carlsen war Robert James Fischer, der am 9. März 1943 in Chicago geborener 11. Weltmeister der Schachgeschichte, wohl der einzige Schächer, dessen Bekanntheit weit über den verschworenen Kreis der Aficionados hinausreichte.

Wie Bobby Fischer den Kalten Krieg gewann lautet der Titel eines Buches, das sich mit dem 1972 im isländischen Reykjavik ausgefochtenen WM-Kampf zwischen Fischer und dem Russen Boris Spasskij beschäftigt. Der US-Amerikaner siegte und brach damit die seit den 1940er-Jahren währende Hegemonie Russlands. Auf einmal war das Spiel auch im Westen „in“. Jede Zeitung, die etwas auf sich hielt, hatte plötzlich eine Schachspalte und unzählige Gelegenheitsspieler rafften sich auf, endlich die algebraische Notation zu lernen, um Fischers Zügen folgen und aus seinen Siegen lernen zu können.

Dabei stand die WM '72 gleich zu Beginn unmittelbar vor dem Abbruch. Fischer hatte die erste Partie verloren, war zur zweiten gar nicht erst erschienen und hatte bereits seinen Rückflug in die USA gebucht. Erst ein persönlicher Anruf Henry Kissingers, der sich bei Fischer als „schlechtes-

ter Schachspieler der Welt vorstellte“ und ihn im Namen der Nation aufforderte, den Wettkampf gefälligst zu gewinnen, machte dem exzentrischen Genie Eindruck. Fischer tat wie befohlen und fügte den Sowjets eine empfindliche symbolische Niederlage zu.

Die individuelle Rollenverteilung schien jedoch eher dem Skript einer Lubitsch-Komödie als einem patriotischen Propagandafilm entnommen. Da war einmal der ruhige und welt-

gewandte Spasskij, ein Bonvivant und passionierter Tennisspieler, insgesamt alles andere als ein gedrillter proletarischer Sowjetmensch. Und auf der anderen Seite der neurotische, manierlose Fischer, ein ungebildetes Großmaul aus Brooklyn, das nicht einmal die Highschool abgeschlossen hatte und Spasskij mit seinen Allüren in den Wahnsinn trieb. Während Fischer beständig neue Beschwerden zu Bestuhlung, Spielmaterial oder Beleuchtung einbrachte und jedes Mal



FOTO ©: BUNDESARCHIV, BILD 183-76052-0335/KOHLIS, ULRICH/CC-BY-SA

Schacholympiade in Leipzig 1960, Fischer (USA) gegen Tal (UdSSR)

Erst ein persönlicher Anruf Henry Kissingers, der sich bei Fischer als „schlechtester Schachspieler der Welt vorstellte“ und ihn im Namen der Nation aufforderte, den Wettkampf gefälligst zu gewinnen, machte dem exzentrischen Genie Eindruck.

mit Abbruch drohte, wenn seine Forderungen nicht sofort erfüllt wurden, verschwendete Spasskij seine Nerven darauf, die russische Delegation zum Nachgeben zu bewegen, weil er einen kampflösen Sieg als Schande empfunden hätte – und verlor.

Mutter-Sohn-Beziehung

Fischers familiäre Herkunft war aus US-amerikanischer Sicht ein rotes Tuch. Seine Mutter, Regina Fischer, eine in der Schweiz geborene und in St. Louis aufgewachsene Jüdin, war eine linke politische Aktivistin, die in den 60er-Jahren vorübergehend in die DDR auswanderte. Das FBI legte ein 900 Seiten starkes Dossier über sie an, weil sie verdächtigt wurde, eine russische Spionin zu sein. Schließlich hatte sie Bobbys offiziellen Vater, den Deutschen Hans-Gerhardt Fischer ausgerechnet bei ihrem Medizinstudium in Moskau kennengelernt. Zwar dürfte Fischers biologischer Vater laut Ermittlungen des FBI der jüdisch-ungarische Mathematiker Paul Nemenyi gewesen sein, was den Geheimdienstlern bestimmt nicht weniger verdächtig war.

Fischers Verhältnis zu seiner allein-erziehenden Mutter war von Jugend an äußerst schwierig. Allerdings wird man ihr kaum vorwerfen können, sich nicht für ihren Sohn eingesetzt zu haben. Ihre Kontakte ermöglichten dem erst 15-Jährigen eine erste Reise zum Moskauer Zentralschachklub. Dort blamierte er seine Gastgeber, indem er eine Gage dafür verlangte, gegen die russische Großmeisterriege anzutreten und brach in wüste Beschimpfungen aus, als man ihm diese verwehrte.

Einer bekannten Anekdote nach soll der junge Fischer einmal während eines wichtigen Turniers gefordert haben, seine Mutter müsse sofort in ein anderes Hotel umziehen, weil sie ihn in den Wahnsinn treibe. Als

seinem Wunsch entsprochen wurde, war Fischer noch unzufriedener: Nun wohnte sie am anderen Ende der Stadt und war somit nicht verfügbar, wenn er sie spontan benötigte. Erst als ein nicht zu nah und nicht zu fern gelegenes Quartier gefunden war, besserte sich Fischers Laune und er gewann das Turnier überzeugend.

Vielleicht war es also tatsächlich der in den 60er-Jahren vollzogene endgültige Bruch mit seiner Mutter, der Fischers Leben langsam aber sicher entgleisen ließ. Nach seinem Sieg in Reykjavik konnte ihn jedenfalls niemand davon überzeugen, ans Schachbrett zurückzukehren. Fischer tauchte unter, nahm an keinen Turnieren mehr teil und torpedierte das für 1975 gegen Anatoli Karpow angesetzte Match um den WM-Titel mit einem Forderungskatalog von nicht weniger als 179 Punkten als Bedingung für sein Antreten. Karpow wurde kampflös zum Weltmeister erklärt, und das nicht-russische Interregnum auf dem Schachthron war für lange Zeit beendet.

Das nächste Mal tauchte Fischer, der sich zeitlebens weiterhin für den legitimen Weltmeister hielt, erst 1992 in Jugoslawien auf. Dort spielte und gewann er ein Revanchematch gegen seinen alten Rivalen Boris Spasskij, womit er das damalige US-Embargo brach und sich eine zehnjährige Gefängnisstrafe bei Rückkehr in seine Heimat einhandelte. 2001 goss er, dessen Verfolgungswahn nun immer klarer zutage trat, dann noch zusätzlich Öl ins Feuer, als er den terroristischen Angriff auf das World Trade Center in einem Radio-Interview frenetisch als Schlag gegen die jüdische Weltverschwörung bejubelte.

Der Rest war Agonie: Fischer verschlug es von Budapest, wo er in den 90ern versteckt lebte, bis auf die Philippinen. Schließlich wurde er in Ja-

pan mit gefälschtem Pass aufgegriffen und entging einer Auslieferung nur, weil Island ihm, wohl aus alter Verbundenheit, humanitäres Asyl gewährte. Am 17. Januar 2008 starb Robert James Fischer und wurde auf einem kleinen isländischen Friedhof nahe der Stadt Selfoss begraben. Er wurde 64 Jahre alt, genau so viele, wie das Schachbrett Felder hat.

Kurz vor seinem Tod verlangte Fischer nach einem Foto seiner Mutter, das er in der Hand hielt, als er starb. Es heißt, er habe sich noch vor ihrem Tod in den 1990er-Jahren telefonisch mit ihr versöhnt.

D. Byrne – Fischer, New York 1956

Erst 13 Jahre war Bobby alt, als er diese Perle schuf, die unter dem Titel „Partie des Jahrhunderts“ in die Schachgeschichte einging. Sehen Sie, mit welchem genialen 11. Zug Fischer als Schwarzer zum Angriff überging?

Auflösung in der nächsten Ausgabe von NU.



Auflösung aus NU Nr. 54:

Mit 21... Sf4! brachte Tal ein für ihn typisches Figurenopfer. Nach 22.gxf4 exf4 23.Ld2 Dxb2 24.Tab1 f3 25. Txb2 fxe2 26.Tb3 Td4 27. Le1 Le5 besaß Schwarz volle Kompensation und gewann die Partie nach 47 Zügen.



Von Buenos Aires bis Berlin und wieder zurück

Seit seiner frühen Kindheit spielt Daniel Barenboim Klavier, die Musik hat sein Leben bestimmt. Eine Reise durch ein Leben, gepflastert mit Erfolgen und Friedensbemühungen.

VON IDA LABUDOVIĆ (TEXT) UND MILAGROS MARTÍNEZ FLENER (FOTOS)

Einige Journalisten wollten es unbedingt wissen: Warum hat Daniel Barenboim den Radetzky-Marsch nicht dirigiert? Einen besseren Pressesprecher als seine eigene Ehefrau könnte der Maestro am Tag des Neujahrskonzerts nicht haben – und Jelena Dmitrijewna Baschkirowa kennt ihren Mann. „Er wollte zeigen, dass die Wiener Philharmoniker es auch ohne den Dirigenten schaffen“, sagte sie mit großer Gelassenheit. Außerdem wollte er allen Mitgliedern des Orchesters am Ende des Konzertes „die Hände drücken“, lächelte sie überzeugend. Ihr Mann hingegen reagierte emotional. Dem Maestro ist es nicht recht, wenn man Dinge interpretiert, die mit Musik nichts zu tun haben: „Das ist lauter Quatsch“, pro-

testierte er gegen Gerüchte, dass er nicht einen Marsch dirigieren möchte, der in Verbindung mit Krieg steht.

Tatsächlich wollte sich Daniel Barenboim von jedem Wiener Philharmoniker noch während des Konzerts am Neujahrstag individuell verabschieden. Er hat sich erlaubt, ungeschriebene Regeln zu brechen und gleichzeitig gezeigt, dass er schon etwas toleranter in der Kommunikation mit dem Publikum geworden ist. Mit dem Klatschen war er früher ganz streng, jetzt meint er: „Wenn Applaus spontan aus dem Bauch kommt, soll man das auch so akzeptieren“.

Auch in Israel sorgte Barenboim für Aufsehen mit seiner öffentlichen

Aufführung von Richard Wagners Werk im Jahr 2001. Heute kommentiert er das so: „Ich habe totalen Respekt vor den Menschen, die Holocaustüberlebende sind und mit seiner Musik nichts anfangen wollen, weil die Assoziationen zu schrecklich sind. Und es gibt auch die Menschen, die solche Assoziationen nicht haben.“

West-Eastern Divan Orchestra

Durch die hintere Tür betritt Daniel Barenboim das Wiener Hotel Imperial, in dem die Pressekonferenz stattfindet. „Das schönste Geschenk, das ein Dirigent haben kann, ist das Neujahrskonzert“, stellt er vor den versammelten Vertretern der Presse fest. Im Gedenkjahr 2014 hat er es als

„Ich habe totalen Respekt vor den Menschen, die Holocaustüberlebende sind und mit Wagners Musik nichts anfangen wollen, weil die Assoziationen zu schrecklich sind. Und es gibt auch die Menschen, die solche Assoziationen nicht haben.“

engagierter Friedensaktivist geschenkt bekommen.

Der Träger verschiedener Auszeichnungen für seine Friedensbemühungen glaubt an die verbindende Kraft der Musik. Im Jahr 1999 gründete er zusammen mit dem in Palästina geborenen Literaturwissenschaftler Edward Said das West-Eastern Divan Orchestra. Musiker aus Israel, den palästinensischen Autonomiegebieten, arabischen Ländern und Andalusien kommen zusammen, um unter seiner Leitung zu musizieren und „um gegen die Ignoranz zu kämpfen“.

Im Jahr 2004 erhielt Barenboim in der Knesset den Wolf-Preis für „Verdienste zum Wohle der Menschheit und freundschaftliche Beziehungen unter den Völkern“. Das Preisgeld stiftete Barenboim für die musikalische Erziehung von israelischen und palästinensischen Kindern.

Barenboim versucht mit der Musik, Menschen einander näher zu bringen: „Die Musik lehrt uns, uns nicht auf Kosten von anderen auszudrücken“, meint er. Die jungen Musiker versuchen „den gleichen Ton zusammen zu spielen, in der gleichen Lautstärke, mit der gleichen Intensität und mit der gleichen Farbe“. Nach Stunden gemeinsamen Musizierens reden sie miteinander, hören die Erzählungen voneinander und haben Verständnis füreinander, auch wenn sie oft unterschiedlicher Meinung sind. Sie sind wie ein alternatives gesellschaftliches Modell, „eine Art angewendete Utopie“. Sie verstehen, wie die anderen denken, ihre Gefühle, Ängste, Schwächen und Hoffnungen.

Mit den Wiener Philharmonikern

Wenn Daniel Barenboim zur Probe kommt, wird es still im Saal. Mit dem Musizieren beginnt er sofort, seinen Taktstock bewegt er schnell durch die

Luft. Er beugt sich und geht in die Knie. Manchmal sitzt er mit gekreuzten Beinen nach hinten gelehnt auf seinem Stuhl und hört zu, als ob er das Publikum wäre. „Das muss so klingen“, sagt er und dann singt er, um die richtige Tonfolge anzustimmen. Es kommt ein kurzes lautes „Ja“, denn der Maestro ist zufrieden. Er möchte, dass eine Einheit im Orchester entsteht. Er hat seine Vorstellungen, wie ein Instrument klingen soll, und er ruht nicht, bis es sich so anhört, wie er es haben will. Außerdem kommuniziert er ständig mit dem Orchester und erzählt gerne Anekdoten und Erlebnisse aus seiner Kindheit.

Eine Begebenheit ereignete sich im Sommer 1952, bei seinem ersten Auf-

enthalt in Salzburg. Im Festspielhaus wurde Die Zauberflöte gespielt, dirigiert von Karl Böhm. Da die Karten schon längst ausverkauft waren, entscheidet der damals neunjährige Bub sich dort hineinzuschmuggeln, wie er in der Autobiographie *Die Musik – mein Leben* schreibt. Erschöpft nach der langen Reise von Buenos Aires schläft er ein und als er nach dem Aufwachen zu weinen beginnt, wird er entdeckt und aus dem Festspielhaus rausgeschmissen. Viele Jahre später kehrte Barenboim nach Salzburg zurück und spielte im Großen Festspielhaus mit dem Dirigenten Karl Böhm und den Wiener Philharmonikern „einem Orchester, das eine ganz besondere Haltung zu Musik hat. Die Tatsache, dass sie



„Die Musik lehrt uns, uns nicht auf Kosten von anderen auszudrücken.“

Die Musiker der West-Eastern Divan Orchestra sind wie ein alternatives gesellschaftliches Modell, „eine Art angewendete Utopie“. Sie verstehen, wie die anderen denken, ihre Gefühle, Ängste, Schwächen und Hoffnungen.

keinen Chefdirigenten haben, sehe ich als Zeichen für Unabhängigkeit, was ich über alle anderen Eigenschaften schätze“, sagte er unlängst.

Begegnung mit Arthur Rubinstein

Mit fünf Jahren beginnt Barenboim, Klavier zu spielen. Seine Lehrer waren seine Eltern. Sein erstes öffentliches Konzert gab er bereits mit sieben Jahren in Buenos Aires. Dort kommt es auch zu seiner ersten Begegnung mit Arthur Rubinstein, einem der größten Chopin-Interpreten, von dem er fasziniert und von seiner Natürlichkeit sehr beeindruckt war. Von ihm bekam er auch seine erste Zigarre, erzählt er. Noch heute spricht Barenboim mit Begeisterung über den weltbekannten Pianisten: „Rubinstein besaß die Fähigkeit, den großen, noblen Klang auf dem Klavier zu produzieren, der kein Musiker vor ihm, während seines Leben und danach schaffte“. Barenboim war oft zu Gast im Hause Rubinstein und spielte mit seiner ersten Frau, der Cellistin Jacqueline du Pré für ihn. Er bewunderte auch seinen Intellekt und betonte: „Rubinstein war ein hoch gebildeter Mensch. Er las Balzac auf Französisch, Goethe auf Deutsch, Dostojewski auf Russisch und Cervantes auf Spanisch“. Barenboims erster Sohn wurde David Arthur genannt.

In Israel

Die Familie Barenboim wanderte im Jahr 1952 von Buenos Aires über Salzburg, Wien und Rom nach Israel aus. Barenboims Eltern, russisch-jüdischer Herkunft, wollten, dass ihr Sohn in einem Land, wo Juden in der Mehrheit sind, aufwächst. Dort traf Barenboim eine ganz andere Gesellschaft, geprägt von zionistischen Ideen und Idealismus. In Israel begann er sein jüdisches Bewusstsein aufzubauen und die Bibel als Teil der Geschichte und des jüdischen Erbes zu studieren.



Dirigent, Taktstock und Orchester verschmelzen zu einer Einheit

Sein erstes Konzert mit dem Israelischen Philharmonischen Orchester hat Barenboim im Sommer 1953 gespielt. Im folgenden Jahr beginnt er in Salzburg mit seinem Dirigentenstudium. Das Jahr 1954 brachte ihm auch eine Begegnung mit dem Dirigenten und Komponisten Wilhelm Furtwängler und in einem Brief vermittelte dieser seine Eindrücke über den jungen Studenten: „Der elfjährige Barenboim ist ein Phänomen...“. Vieles hat sich danach in Barenboims Welt der Musik geöffnet und es entstanden einige Bekanntschaften, die bis heute fest geblieben sind, wie mit dem Chefdirigenten des Israelischen Philharmonischen Orchesters Zubin Mehta. Beide gaben zusammen in den Kriegszeiten Konzerte in Israel. Nur diejenigen, die einen Krieg er-

lebt haben, können nachvollziehen, wie bedeutsam die verbindende Kraft ist, wenn sich da zwei Menschen mit gleichen Ideen finden.

Seit zwei Jahrzehnten ist Daniel Barenboim der künstlerische Leiter und Generalmusikdirektor der Staatsoper Unter den Linden in Berlin. In dieser Stadt ist er zu Hause. Sein Bemühen gilt der zwischenmenschlichen Verständigung. Und auch wenn sie in vielen Fällen unmöglich ist, als Trost gibt es noch immer die wunderbare Musik und die Magie, die sie mit sich bringt.

Mit dem West-Eastern Divan Orchestra tritt Daniel Barenboim im Sommer des Gedenkjahres an den Ersten Weltkrieg in seiner Geburtsstadt Buenos Aires auf.



**Gabriel Borochov
und Familie**

wünschen allen
Freunden und Kunden

חג שמח

**Ambulatorium Helia
Betriebs-GmbH**

Dr. Hava Bugajer

wünscht allen
PatientInnen und FreundInnen
ein schönes Pessach-Fest

חג שמח

**Liesl und Felix
Dvorak**

wünschen allen Freunden
ein schönes Pessach-Fest

חג שמח

Wir wünschen allen Verwandten und Freunden
ein fröhliches Pessach-Fest

חג שמח

**Danielle und Martin Engelberg
Sammy, Rachel, Debbie**



Agentur für Veranstaltungen,
Künstlervermittlung und PR
wünscht
allen Freunden und Kunden
ein schönes Pessach-Fest

חג שמח

Ruben Korab

wünscht der Gemeinde

חג שמח

Ihr Immobilienprofi in Tel Aviv und Herzliya.
Kauf, Verkauf und Mieten.
www.fusiontlv.com/de

Zu den Feiertagen die
besten Wünsche allen
Verwandten und Freunden
im In- und Ausland

חג שמח

Pierre Lopper und Familie
Rotenturmstraße 27/2a, 1010 Wien
Tel. 01/ 367 93 00
E-Mail: plopper@chello.at

חג שמח

Romit Consulting GmbH

Graben 19, 1010 Wien
sowie

Familie Robert Herscovici

Sonja und Ivan Roth

wünschen allen
Verwandten und Freunden
ein koscheres Pessach-Fest

חג שמח

Dr. Timothy Smolka

und

Dr. Franziska Smolka

und



Wiener Jüdischer Chor

wünschen allen Freunden und
Bekannten ein fröhliches
Pessach-Fest

Die Familien

**Dr. Walter und
Prof. Dr. Mostbeck**

wünschen allen Freunden und
Verwandten ein
fröhliches Pessach-Fest

חג שמח

Spannender Krimi um einen frühen Whistleblower

Intrige, der neue Roman von Robert Harris, ist ein historischer Thriller, der in die abgezielte Welt der Geheimdienste führt und die Geschichte faktentreu und extrem spannend erzählt. Es geht um die Dreyfus-Affäre, die Frankreich an der Wende zum 20. Jahrhundert erschütterte.

VON HERBERT VOGLMAYR

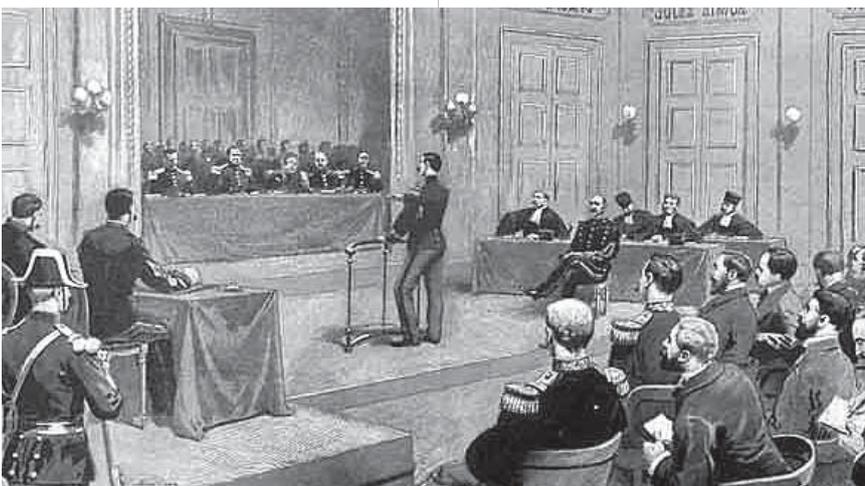
Als 1894 bekannt wurde, dass militärische Geheimnisse an den deutschen Feind verraten worden waren, fand man den Schuldigen im hochrangigen Militär Alfred Dreyfus, einziger Jude im Generalstab. Er wurde in einem Geheimprozess als Landesverräter verurteilt, öffentlich degradiert und lebenslang auf die Teufelsinsel vor Französisch-Guyana verbannt. Die Verurteilung wurde durch gefälschte Dokumente erreicht, die ihm und seiner Vertei-

digung vorenthalten wurden, da deren Bekanntgabe angeblich zu einem Krieg hätte führen können. Anfangs von Kritikern nur als Justizirrtum betrachtet, wurde das Fehlurteil immer mehr zu einer politischen Affäre. Die Wende brachte Émile Zolas *J'accuse* (Ich klage an), ein Meisterwerk politischer Publizistik in Form eines offenen Briefes an den Präsidenten der Republik. Seine öffentliche Anklage gegen die Drahtzieher des Komplotts gegen Dreyfus – leitende Offiziere im

Generalstab – führte 1899 zur Neuverhandlung des Falles. Erneut schuldig gesprochen, wurde Dreyfus dann aber von der Regierung begnadigt. Endlich wurde dieses zweite Urteil 1906 vom Obersten Berufungsgericht annulliert und Dreyfus freigesprochen. Er kehrte in die Armee zurück und wurde zum Ritter der Ehrenlegion ernannt.

„Beweismaterial“ gegen Dreyfus

Robert Harris schildert die Ereignisse aus der Perspektive von Oberstleutnant Georges Picquart, der anfangs von der Schuld Dreyfus' überzeugt war und sich dann zu einer Schlüsselfigur in dessen Rehabilitation entwickelte. Er hatte 1894 den Auftrag vom Kriegsminister, ihm über den Verlauf des Prozesses gegen Dreyfus zu berichten, und wurde 1895 Leiter der „Statistik-Abteilung“, einem geheimen Nachrichtenbüro, das offiziell gar nicht existierte. In dieser Funktion fand er heraus, dass das geheime „Beweismaterial“ gegen Dreyfus von eben dieser Abteilung fabriziert worden war und dass nicht Dreyfus, sondern ein Major Esterházy der Verräter war. Er drängte darauf, Ermittlungen gegen Esterházy einzuleiten und den Fall Dreyfus neu aufzurollen. Als sein Vorgesetzter, General Gonse, zu ihm sagte: „Was kümmert es Sie, ob der Jude auf der Teufelsinsel verrottet?“, erwiderte er: „General, was Sie da sagen, ist abscheulich. Dieses Geheimnis werde ich auf keinen Fall



Der Prozess von Rennes: „Dreyfus vor dem Kriegsgericht“

Es handelt sich um den Revisionsprozess von 1899, der erst möglich wurde durch Picquarts veröffentlichte Informationen und Zolas berühmten Artikel „J'accuse“. Die Regierung entschied, den Prozess in der bretonischen Stadt Rennes stattfinden zu lassen, da man es wegen der antisemitischen Ausschreitungen für zu gefährlich hielt, Dreyfus nach Paris zu bringen. Die Macht der Militärs reichte zu diesem Zeitpunkt noch so weit, eine neuerliche Verurteilung von Dreyfus zu erwirken, jedoch nicht mehr so weit, die anschließende Begnadigung durch die Regierung zu verhindern.

Robert Harris schildert die Ereignisse aus der Perspektive von Oberstleutnant Georges Picquart, der anfangs von der Schuld Dreyfus' überzeugt war und sich dann zu einer Schlüsselfigur in dessen Rehabilitation entwickelte.

mit ins Grab nehmen.“ Mit dieser Bemerkung war sein Schicksal vorerst besiegelt, er wurde auf Inspektions-tour durch die französische Provinz geschickt und dann nach Tunesien versetzt. Da er fürchtete, in der gefährlichen Grenzgarison ums Leben zu kommen, schrieb er seine Sicht des Falles Dreyfus auf und übergab die Aufzeichnungen während eines Kurzurlaubs in Paris einem befreundeten Anwalt mit der Ermächtigung, einen Regierungsvertreter seiner Wahl darüber zu informieren. Das war einer der Hauptgründe dafür, dass die „Dreyfusards“ Oberwasser gewannen und sich das Blatt zugunsten von Dreyfus wendete.

Parallelen zur NSA-Affäre

Harris' Roman zielt auch darauf, anhand einer vergangenen Geheimdienstaffäre eine gegenwärtige, die NSA-Affäre, zu kommentieren. In der Tat gibt es einige Parallelen: einen Geheimdienst, der sich der politischen Kontrolle entzieht, Geheimprozesse hinter verschlossenen Türen, Geheimdokumente, die sich als falsch herausstellen, und mit Picquart einen Whistleblower, lange bevor es diesen Begriff gab. Ausgerechnet dieser vorbildliche Offizier, der alle Traditionen der Armee und des Generalstabs verkörperte – wozu auch eine Portion konventioneller Antisemitismus gehörte – wurde zum Vorkämpfer für Dreyfus' Rettung. Während die Generäle immer mehr ins Räderwerk der Täuschungen gerieten, eine Lüge mit der nächsten verdeckten, entschied sich Picquart im Konflikt zwischen seiner Redlichkeit und seiner Dienstpflicht gegen Letztere. Sein Sinn für Gerechtigkeit veranlasste ihn dazu, sich über die Wünsche der Generäle hinwegzusetzen und mit den militärischen Tugenden der Disziplin und des Schweigens zu brechen, was die gewohnte Ordnung bedrohte und ihm den glühenden Hass seiner Offizierska-

meraden eintrug sowie eine Gefängnisstrafe und die unehrenhafte Entlassung aus der Armee. Ein neutraler Beobachter des Prozesses von 1899 schreibt in seinen Erinnerungen, dass die Generäle Dreyfus nicht hassten, lediglich mit kalter, verächtlicher Strenge, manchmal sogar mitleidig von ihm sprachen, während sie über Picquart schon bei der Nennung seines Namens in Zorn gerieten, ihn „hassten, verabscheuten und verfluchten bis zur Raserei“.

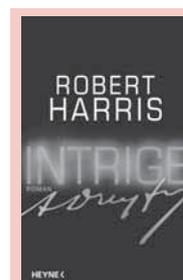
Auch Louis Begley thematisiert in seinem Buch *Der Fall Dreyfus: Teufelsinsel, Guantánamo, Alptraum der Geschichte* unter anderem die böswillige Verfolgung Picquarts und stellt sie in die reiche Tradition der Repressalien gegen Whistleblower der jüngeren Geschichte, die kriminalisiert werden, weil sie Rechtsmissbrauch publizieren, den Regierungsbeamte aus angeblicher Staatsräson begehen. Er zieht Parallelen zwischen den Rechtsverletzungen im Dreyfus-Fall und jenen der Bush-Regierung im Kampf gegen den Terror nach dem nationalen Trauma von 9/11 und geht so weit, Guantánamo als „Teufelsinsel der USA“ zu bezeichnen. Besonders interessant aber ist Begleys Buch wegen der ausführlichen Analyse des politischen und gesellschaftlichen Umfelds, in dem die Dreyfus-Affäre eine eminent politische Bedeutung bekam. Es zeigt, wie Antisemitismus und Rassismus in einer vermeintlich liberalen Gesellschaft funktionieren, damals wie heute, und es beschreibt die literarische Aufarbeitung der Affäre bei Marcel Proust und Anatole France.

Stärkung der republikanischen Institutionen

Da war der Armeekult, der damals in Frankreich grassierte und – nach der demütigenden Niederlage von 1870 gegen Deutschland – den Generalstab als „heilige Arche der Nation“ verehrte. Da waren – nach der

Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte von 1789 – die Emanzipation der Juden und ihr Aufstieg in der französischen Gesellschaft, anders als im übrigen Europa. Und da war der Kampf der antirepublikanischen und antisemitischen Rechten gegen die verachtete Republik, der mit einer Welle des Antisemitismus ab den 1880er-Jahren einherging und ein gesellschaftliches Klima schuf, in dem schlampige Ermittlungen zu einer vorschnellen Anklage des Juden Dreyfus führten. Wenn es kein französischer Offizier war, hinterließ sein Landesverrat keinen Fleck auf der Ehre des Generalstabs, denn für die antisemitische Propaganda waren Juden keine echten Franzosen.

Ab 1902 zeichnete sich ein politischer Umschwung ab, der mit dem Wahlsieg der antiklerikalen Radikalen Partei begann und zu einer Stärkung der republikanischen Institutionen führte. Die nationalistische und kirchentreue Rechte verlor politisch zunehmend an Boden, antirepublikanische Generäle wurden zwangspensioniert und die Armee unter strenge staatliche Kontrolle gebracht. 1906 wurde Georges Clemenceau nicht zuletzt deshalb, weil er eine führende Rolle als Dreyfusard gespielt hatte, Ministerpräsident und ernannte Picquart zum Kriegsminister. Als Dreyfus ihm zu seinem Ministeramt gratulierte, sagte Picquart, Kabinettsmitglied sei er wegen Dreyfus geworden, worauf dieser erwiderte: „Nein, nicht deshalb, sondern weil Sie Ihre Pflicht getan haben.“



Robert Harris
Intrigue
Heyne Verlag,
München 2013
624 Seiten
EUR 23,70



FOTO ©: JONATHAN LOVEKIN/FED.DT. AU/SCABE: DORLING KINDERSLEY

Hummus Kawarma, Gericht aus frisch zubereitetem Hummus und gebratenem Lammhack und Zitronensauce

Wie ich meinen Sohn unabsichtlich zum Grünzeug bekehrte

Ein beehrtes Kochbuch als Erfolg der Zusammenarbeit eines Israelis und eines Palästinensers. Die beiden Spitzenköche stellen die Küche ihrer Heimatstadt Jerusalem vor und erzählen bezaubernde Geschichten.

VON PETRA STUIBER

Man sagt, der Charakter von Menschen zeige sich schon in frühester Jugend. Für meinen Viereinhalbjährigen kann ich das bestätigen. Der wusste schon als Baby genau zu artikulieren, was er will – und vor allem was er nicht will. Damals aß er wenigstens noch alles, was man ihm vorsetzte. Die Erkenntnis, dass Essbares auch anders als milchig schmecken konnte, wusste er zu schätzen. Mit dem Eintritt in den Kindergarten war es damit vorbei. Eines schlech-

ten Tages deponierte er beim Abendessen am Familientisch kategorisch: „Nix Grünes.“ Daran hielt er sich fortan. Und wir waren damit beschäftigt, ihm wenigstens Spurenelemente von Gemüse unterzujubeln, die er mit schöner Regelmäßigkeit entdeckte, dingfest machte und in weitem Bogen wegwarf.

Bis *Jerusalem* kam. Er liebt *Jerusalem*, das zauberhafte Kochbuch von Yotam Ottolenghi und Sami Tamimi.

Erstens gibt es darin so viele schöne Bilder mit wunderbaren Geschichten dazu. Er mag es, wenn ich ihm daraus vorlese. Zweitens sind die Speisen so schön und so appetitlich fotografiert, dass offenbar auch das viele Grün (Salate, Gurken, Jungspinnat und natürlich Petersil in rauen Mengen) auf Kinderaugen attraktiv wirkt. Drittens hätte ich es wissen müssen: Mein Sohn hat einfach ein Faible für jüdische Küche. Das offenbarte sich schon, als wir mit dem

Yotam Ottolenghi und Sami Tamimi wuchsen beide in Jerusalem auf – Ersterer im jüdischen, Letzterer im arabischen Teil der Stadt. Beide gingen nach London, um Spitzenköche zu werden – was beiden gelang. Erst dort lernten sie einander kennen und schätzen.

damals 18 Monate jungen Knirps nach Tel Aviv führen und „Schalom“ eines der ersten Worte war, das er fehlerfrei aussprechen konnte (das zweite war „Oj“, und wir lernten es zu fürchten. Wenn er „Oj“ sagt, wissen wir, jetzt bricht gleich die Hölle los). Mit Begeisterung tauchte er am Strand von Tel Aviv Gurkenstücke in Hummus, rührte im Auberginenpüree und verschlang Falafel.

Seither wird, wann immer Zeit ist, nach *Jerusalem* gekocht. Er darf aussuchen, es sei denn, er deutet auf Lamm – da spiele ich nicht mehr mit. *Jerusalem* ist aber auch zu schön, und noch nie ist etwas komplett misslungen. Zugegeben, die Vorbereitung ist ein wenig aufwändig – allein wenn man all das frische Obst und Gemüse und die wunderbaren Gewürze haben möchte, die jeden Salat zur Geschmacksexplosion werden lassen, sollte man sich auf einen größeren Markt begeben und für den Einkauf Zeit nehmen.

Zu schön, um wahr zu sein

„Zeit nehmen“ ist überhaupt das Stichwort für dieses Kochbuch – und es verdient dies auch. Allein die Entstehungsgeschichte ist fast zu schön, um wahr zu sein. Yotam Ottolenghi und Sami Tamimi wuchsen beide in Jerusalem auf – Ersterer im jüdischen, Letzterer im arabischen Teil der Stadt. Beide gingen nach London, um Spitzenköche zu werden – was beiden gelang. Erst dort lernten sie einander kennen und schätzen. Eines Abends saßen sie, nach getanem Spitzenkoch-Tagewerk, beisammen und erzählten sich Geschichten aus ihrer Kindheit. Dabei kamen sie auf all die wunderbaren Gerüche und Gerichte zu sprechen, die ihre Mamas, Omas, Tanten zubereitet hatten – und schon war die Idee eines gemeinsamen Kochbuches geboren. Sie suchten und fanden Gemeinsamkeiten – freilich

nicht auf den ersten Blick, wie sie schon in der Einleitung schreiben. Das Völkergemisch in Jerusalem sei eben kein „Gemisch“ im klassischen Sinne – man müsse erst einen Schritt zurücktreten, um es zu erkennen. Etwa im wunderbar klein geschnittenen Salat aus Tomaten und Gurken mit ganz viel Petersil, der je nach geografischer Lage „israelischer Salat“ oder „arabischer Salat“ heiße. Und sie beschreiben auch die „Hummuskriege“, die in Jerusalem – gottlob nur verbal – ausgefochten werden. Nicht nur, wer die Paste aus pürierten Kichererbsen und Sesampaste erfunden hat, ist ein Dauerthema – sondern auch, wo es das beste Hummus gibt und wie man es zubereitet. Das Lieblingsrezept der beiden (immerhin konnten sich wenigstens Ottolenghi und Tamimi auf eines einigen) findet sich natürlich im Buch.

126 Rezepte stellt *Jerusalem* vor, vom Linsenreis mit Joghurt über Hummus Kawarma (mit Lammstücken!) zu den Wachteln mit Korinthen, Marillen und Tamarinde, bis hin zu Fleischbällchen mit dicken Bohnen und Fischfleischlaverln mit Tomatensauce (leider heißen sie im bundesdeutsch übersetzten Buch „Frikadellen“). Die Gerichte sind zum Teil sehr einfach, herzlich und „Wohlfühlküche“. Man kann sich lebhaft vorstellen, wie Samis Mutter einst vor dem Strandausflug den großen Topf mit Linsenreis in den Picknickkorb packte, man steht quasi dabei, wenn Yotams Mama Ruth ihre berühmten roten Paprikaschoten mit Basmatireis, Zwiebel, Lamm und tausenden Kräutern füllt.

Einige Gerichte sind ziemlich aufwändig, etwa der Schokoladen-Babka (überhaupt, die Süßspeisen!), manche recht einfach und schnell (Blätterteigkuchen mit Paprika und Spiegelei), alle bisher probierten ausnahmslos köstlich.

Jerusalem punktet nicht nur durch tolle Rezepte und schöne Bilder – die Geschichten über und um diese Stadt sind es, die einen beim Schmökern einnehmen. Es ist den beiden anzurechnen, dass sie nicht versuchen, mithilfe kulinarischer Zaubergeschichten eine „heile Welt“ vorzugaukeln. Sie schreiben auch von der wechselseitigen Isolierung der Bevölkerungsgruppen, von Vorurteilen und dem ständig präsenten Gespenst des Krieges. Natürlich mutet es naiv an, wenn zwei Köche – mögen sie in ihrem Fach auch zur Weltpitze zählen – hoffen, die gemeinsame Liebe zu Hummus aller Art könnte die Völker im Nahen Osten ganz grundsätzlich einen. Aber schön wäre es.

In unserer Familie haben Ottolenghi/Tamimi jedenfalls schon einmal friedensstiftend gewirkt. Als ich nach einem anstrengenden Tag voller Aufregung, Aufbegehren und Trotz Brathuhn mit Clementinen auf den Tisch stellte und dazu noch eine Schüssel mit Röstkartoffeln, Karamell und Dörrzwetschgen, sagte der Viereinhalbjährige versöhnlich: „Mami, da hast du einmal gut gekocht.“ Das ist doch ein Anfang.



Yotam Ottolenghi und Sami Tamimi
Jerusalem. Das Kochbuch
Dorling Kindersley Verlag,
München 2013
320 Seiten
EUR 25,70

Suchbild auf Jiddisch ...

Das neue Suchbild kommt diesmal statt mit einer Auflösung mit sechs sozialpsychologischen Fragen über Woody Allens Patchwork-Familie.

VON MICHAELA SPIEGEL



1. IST FRANK SINATRA SAMENSPENDER?
2. HAT DYLAN FARROW EINE ESSSTÖRUNG?
3. IST RONAN FARROW WOODY ALLENS SOHN ODER SCHWAGER?
4. WIE VIELE VÄTER HAT SOON-YI?
5. AN WELCHEM DREHBUCH SCHREIBT MIA FARROW?
6. WIE VIELE PERSONEN PASSEN UNTER EINE PATCHWORKDECKE?



FOTO©: PETER RICAUD

Ironie der Geschichte

VON MARTIN ENGELBERG

Es ist eine ziemlich meschuggene Zeit, in der wir leben: Die Russen und Ukrainer streiten sich darüber, wer die größeren Antisemiten bzw. Freunde der Juden sind. Putin wirft den Ukrainern vor, Antisemiten zu sein. Daraufhin ernennt die Kiewer Übergangsregierung einen ukrainischen Juden zum Gouverneur einer östlichen ukrainischen Provinz, um ihre Freundschaft zu den Juden zu unterstreichen.

Die chassidische Chabad-Bewegung, in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion höchst aktiv, wirft sich für Putin in die Schlacht und deren ukrainischer Rabbiner ruft die Juden der Ukraine am Höhepunkt der Krise zum Verlassen des Landes auf. Andererseits treten viele Juden am Maidan auf und unterstützen die ukrainische Revolution. Angeblich waren darunter auch solche, die ihre militärische Ausbildung in Israel erhalten hatten und jetzt die Ukrainer in ihrem Aufstand gegen das Russland-freundliche Regime unterstützen. Zugleich rief sie die israelische Botschaft in Kiew dazu auf, ihre Wohnungen nicht zu verlassen.

Das alles geschieht just in jenem Gebiet, das einst das Kernland des europäischen Judentums war, und in welchem in der Schoah die meisten der dort lebenden Juden ermor-

det wurden. Niedergemetzelt zwar von den Einsatzgruppen vorwiegend deutscher und österreichischer Soldaten und SSler, aber mit mehr als tatkräftiger Unterstützung von Ukrainern, Weißrussen, Polen usw. Jüdische Überlebende berichteten immer wieder davon, dass deren Juden Hass noch viel schlimmer war als jener der Deutschen. Vergessen auch der mörderische Antisemitismus der Sowjetunion unter Stalin?

Dennoch beschimpfen viele Russen die Ukrainer als Faschisten, unterstützt von zahlreichen Kommentaren im Westen, die vor der Übernahme der Regierungsgewalt durch ukrainische Rechtsextreme warnen. Der brillante britische Historiker Timothy Snyder hingegen – Autor des ausgezeichneten Buches *Bloodlands*, in welchem er die Überlagerung von nationalsozialistischem und stalinistischem Terror untersuchte – sieht die Situation ganz anders: Die Revolution sei von Menschen aus allen Teilen der Ukraine getragen gewesen, darunter auch von vielen Juden. Wohl meint auch er, dass die rechtsextremen Gruppierungen im Auge zu behalten sind, aber deren Zulauf wäre sehr beschränkt.

Verärgert ist Snyder ganz offensichtlich darüber, mit welchem Recht die Russen die Ukrainer als Faschisten

bezeichnen und damit im Westen so ernst genommen würden. Es wäre ein Irrglaube, den Russen zuzugute zu halten, den Zweiten Weltkrieg gewonnen zu haben und daher als Bollwerk gegen die Nazis zu gelten. Daran sei vieles falsch. „Der Zweite Weltkrieg wurde an der Ostfront hauptsächlich auf dem Gebiet der sowjetischen Ukraine und des sowjetischen Weißrusslands ausgetragen. Nur fünf Prozent russisches Gebiet waren von den Deutschen besetzt, doch die ganze Ukraine. Sieht man von den Juden ab, die das schlimmste Martyrium erlitten, waren nicht die Russen, sondern die Ukrainer und Weißrussen die Hauptopfer der Nazipolitik. Es war die sowjetische Rote Armee und nicht die russische Armee, die im Krieg kämpfte. Der Anteil der ukrainischen Soldaten war überproportional groß. Sie halfen auch, Auschwitz zu befreien“, schrieb Snyder in einem vielzitierten Kommentar in der *New York Review of Books*.

Früher übertrumpften die Völker Europas einander förmlich in ihrem Antisemitismus und ihrer Bereitschaft, Juden zu vertreiben und zu ermorden. Heute ist ein Wettbewerb darüber im Gange, wer die größeren Freunde der Juden sind. Es ist eine echte Ironie der Geschichte.

Ihr Inserat im NU

Bitte richten Sie Ihre Anfrage an

Gesine Stern, gesine.stern@nunu.at, Mobiltelefon: 0676/ 566 85 23

KOHNVERSATIONEN

VON RUTH LEWINSKY (ZEICHNUNG) UND CHARLES LEWINSKY (TEXT)



[pure] investment banking



www.rcb.at

 **Raiffeisen
CENTROBANK**



Betr.: Rückmeldung

Seit nunmehr einem Jahr freue ich mich auf jede neue Ausgabe von NU und lese diese mit großem Interesse, Bereicherung und Gewinn. Seien Sie zur offenen und Diskussionen anregenden Linie Ihrer Quartalszeitschrift herzlich beglückwünscht. Sowohl Themen- als auch Meinungsspektrum sind erfrischend anders. An alle an einem Miteinander Interessierte gerichtet ist folgende Handlungsmaxime: Wer ein Miteinander fordert, muss ein Nebeneinander zulassen. Eine Ein- und Aufteilung der Bevölkerung in Philo- und Antisemiten ist ein Miteinander nicht förderlich. Mit Ihrer redaktionellen Offenheit, den poly-

phonon Beiträgen und der diskursfördernden Diskussionskultur leisten Sie sowie die periodische Zeitschriften *aufbau*, *jüdische Zeitung* und *tachles*, Das jüdische Wochenmagazin, Zürich, die ich auch nicht unerwähnt lassen möchte, einen beachtlichen Beitrag zur gedeihlichen Entwicklung eines Miteinander.

Seien Sie dazu nochmals herzlich beglückwünscht.

*Johann Lehrer
Hof bei Salzburg*

Betr.: Danke

Das NU ist sehr interessant, erfreulich und erbauend. Ich lese es jedes Mal von vorne bis hinten durch. Vielen Dank für euer Können und eure Mühe.

Ada Sedlak

Betr.: Kulturartikel

Liebe Ida Labudovic,

in ihrem exklusiven NU-Interview zitieren sie gleich am Anfang Arthur Cohns Ausspruch „Jeder von uns bekommt von den Eltern Wurzeln und Flügel“. Noch schöner lautet der Satz im Original: „Zwei Dinge sollen Kinder von ihren Eltern bekommen: Wurzeln und Flügel.“

Der Ausspruch stammt nu(r) nicht von Arthur Cohn, sondern von Goethe, Johann Wolfgang von. Nicht alle klugen Sätze haben wir Juden ausgedacht, sollten Sie es nicht gewusst haben, dann nehmen sie es bitte nu(r) als Feedback. Im anderen Fall fände ich es unzulässig, zu viel Selbstbeweihräucherung könnte

man doch sagen. Der aufmerksame Leser merkt es und ist verstimmt.

*Liebe Grüße und Alles Gute wünscht
Bernhard „Dov“ Segall*

Antwort der Autorin:

Sehr geehrter Herr Dr. Segall,

Danke für Ihr Schreiben. Es freut mich sehr, dass Sie zu unseren aufmerksamen Lesern gehören.

Zu Ihrem Feedback bzw. Ihrer Bemerkung „zu viel Selbstbeweihräucherung“ sei Folgendes festgestellt: Herr Cohn hat die Geschichte über die Wurzeln und Flügel bei einem Gespräch, die die New York Film Academy mit amerikanischen Studenten organisiert hat, erzählt und dabei erwähnt, dass seine Eltern ihm dies weitergegeben haben. Er hat dieses Zitat in keinsten Weise sich selbst zugeschrieben. Meine kurze Frage in NU bezieht sich auf dieses Gespräch. Da Herr Cohn aus einer traditionellen Familie stammt, wollte ich die Werte, die ihn geprägt haben, herausheben. Die Redewendung „Wurzeln und Flügel“ wird sehr häufig verwendet. Der Satz, den Sie zitiert haben, wird zwar oft Goethe zugeschrieben, aber ohne genaue Quellenangabe. Übrigens, es gibt auch ein ähnliches Sprichwort: „Sind die Kinder klein, müssen wir ihnen helfen, Wurzeln zu fassen. Sind sie aber groß, müssen wir ihnen Flügel schenken.“ Ich hoffe, dass ich Ihren Brief zufriedenstellend beantworten konnte und dass Sie auch etwas Positives aus diesem Artikel entnehmen konnten.

*Mit besten Grüßen,
Ida Labudović*

MBE Same Day Delivery

Schnell, schneller, MBE.
Lieferung am selben Tag in viele Länder weltweit

MBE
MAIL BOXES ETC.
www.mbe.at

**Dana und Mag. Daniel Deutsch
wünschen ein koscheres und fröhliches
Pessach-Fest!**

Unter Zeitdruck?
Überlassen Sie Verpackung und Versand
den Experten von MBE!

**Wir bieten Ihnen individuelle Lösungen für jeden Versand
und Verpackung an.**

www.mbe-co.at

Gonzagagasse 16 1010 Wien Tel. 01 533 81 07-18 boerse@mbe-co.at	Walfischgasse 6 1010 Wien Tel. 01 512 88 55 oper@mbe-co.at	Dresdnerstrasse 60 1200 Wien Tel. 01 333 63 93-33 dresdner@mbe-co.at
--	---	---

UNSERE AUTORINNEN UND AUTOREN



Martin Engelberg

Der **NU**-Herausgeber ist Betriebswirt, Psychoanalytiker, Coach und Consultant. Er ist im Schnittbereich Politik/Psychoanalyse und Wirtschaft/Psychoanalyse tätig.



Johannes Gerloff

hat in Tübingen, Vancouver und Prag evangelische Theologie studiert und lebt seit 1994 mit seiner Familie in Jerusalem. Er arbeitet als Nahostkorrespondent des Christlichen Medienverbundes KEP.



Jacqueline Godany

lebt als Fotografin in Wien.



Martin Gruber

arbeitet als Architekt in Wien. Fotografiert seit seiner Kindheit. Derzeit studiert er Immobilienmanagement.



Erwin Javor

ist Unternehmer. Seine Firma Frankstahl ist das führende österreichische Stahlhandelsunternehmen. Der **NU**-Mitbegründer und langjährige Herausgeber ist Dajgezen-Partner von Chefredakteur Peter Menasse.



Eva Konzett

Seit 2008 im Journalismus tätig. Themenfeld Osteuropa mit Schwerpunkt Rumänien. Lebt als freie Journalistin in Wien.



Ida Labudović

Die **NU**-Chefin vom Dienst ist in Belgrad geboren, wo sie Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie studierte. Sie lebt seit 2007 in Wien und ist Mitarbeiterin von M-Media.



Michael Lazczynski

wurde in Warschau geboren und kam im Alter von elf Jahren nach Österreich. Er war Mitherausgeber der Kulturzeitschrift *TOURISTEN* und ist Korrespondent der *Presse* in Brüssel.



Charles Lewinsky

ist Schriftsteller. Sein letzter Roman schildert das Leben des Schauspielers und Regisseurs Kurt Gerron.

Ruth Lewinsky

begann als Grafikerin, wurde dann Cranio-Sacral-Therapeutin und veröffentlichte im letzten Jahr ihren ersten Gedichtband.



Peter Menasse

Der **NU**-Chefredakteur ist selbstständiger Kommunikations- und Organisationsberater und Buchautor.



Fritz Neumann

ist Sportredakteur der Tageszeitung *Der Standard* und Buchautor. Er ist Vater zweier Söhne.



Axel Reiserer

lebt in London, wo er für eine Bank arbeitet.



David Rennert

ist Politikwissenschaftler und Wissenschaftsredakteur der Tageszeitung *Der Standard*.



Danielle Spera

Das **NU**-Gründungsmitglied ist Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik- und Politikwissenschaft, u. a. Autorin des Buches *Hermann Nitsch – Leben und Arbeit*.



Michaela Spiegel

Die **NU**-Rätseltante studierte Malerei an der Angewandten in Wien und der École nat. sup. des Beaux Arts in Paris. Sie zählt sich zur Schule des feministischen Irrealismus. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen.



Petra Stuibler

studierte Kommunikations- und Theaterwissenschaften und ist Chefin vom Dienst bei der Tageszeitung *Der Standard*.



Anatol Vitouch

ist Schachmeister und Absolvent der Wiener Filmakademie. Gründungsmitglied der Künstlervereinigung „DIE GRUPPE“.



Herbert Voglmayr

Nach dem Studium der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften berufliche Tätigkeit an der Universität und in der Erwachsenenbildung. Seit 2004 freiberuflicher Publizist. Neben seiner Tätigkeit für **NU** verfasst er Kultur- und Weinreiseführer durch italienische Weinregionen.



Peter Weinberger

war bis 2008 Professor für Allgemeine Physik an der TU Wien und ist seitdem Gastprofessor an der New York University. Er ist auch literarisch tätig.



FOTO ©: PETER RIGAUD

Uns fragt ja keiner



FOTO ©: PETER RIGAUD

DER ZWIEKOMMENTAR VON PETER MENASSE UND ERWIN JAVOR

Menasse: Träumst du auch so heftig wie ich?

Javor: Was redest du von träumen? Wer kann denn noch schlafen?

Menasse: Machst du dir Sorgen, weil wir beide jetzt das Hypo-Kärnten-Desaster bezahlen müssen?

Javor: Bei dieser Causa ist die Schuldfrage schon geklärt. Die Regierung ist allein dafür verantwortlich, dass die FPÖ in Kärnten Haftungen gegeben hat, die mehr ausmachen, als ganz Kärnten wert ist.

Menasse: Dass die Regierung schuld ist, hat Herr Strache im Parlament ja auch mit glasigem Blick und sich überschlagender Stimme herausgebrüllt. Eine verblüffende Art der Kindesweglegung.

Javor: Wenn es nicht verboten wäre, so etwas zu behaupten, würde ich glauben, er ist auf Koks. Der brüllt ja ununterbrochen und hat einen Erregungsgrad wie ein Zwergrattler.

Menasse: Wahrscheinlich geht ihm das Paintball-Spielen im Wald ab. Wo sonst soll er sich jetzt abreagieren als im Parlament?

Javor: Das ist schon ein Treppenwitz, dass die Regierung nicht wegen all ihrer Versäumnisse fallen wird, sondern just deswegen, weil sie die Probleme geerbt hat, die ihr die FPÖ hinterlassen hat.

Menasse: Es ist eben nicht der Brandstifter verantwortlich, sondern die Feuerwehr, die es nicht schafft, so schnell zu löschen, wie der Brandstifter zündelt.

Javor: Also kriegen wir am Ende den Fendrich der Politik, HC Strache, als Kanzler.

Menasse: Ach geh, singen kann der sicher nicht. Aber sag, Erwin, was wird das für uns Juden heißen?

Javor: Das wird ganz positiv. Er beschützt uns mit voller Kraft vor den ukrainischen Antisemiten.

Menasse: In Österreich macht er das sicher nicht. Warum sollte er sich denn gegen so viele seiner Wähler wenden?

Javor: Warum bewundert der Typ eigentlich den Wladimir Putin so sehr?

Menasse: Entweder weil Putin Judo kann oder weil er sich um keine Gegenargumente schert, oder weil Strache in der Besetzung der Krim ein Beispiel für eine Eingliederung von Südtirol in die große österreichische Nation sieht.

Javor: Und wenn Putin die Ostukraine auch noch besetzt, kann Strache folgerichtig das Bundesheer mit gutem Grund ins „Sudetenland“ führen.

Menasse: Das scheitert aber daran, dass wegen des FPÖ-Hypo-Debakels das Bundesheer abgespeckt werden muss und nur mehr ein paar Generäle übrigbleiben werden.

Javor: Du vergisst unsere kampferprobten, mutigen Truppen, die vom Golan zurückgekehrt sind.

Menasse: Komm jetzt runter von den lichten Höhen der Politik und sprich mit mir über das wichtigste Thema, die Wiener Austria.

Javor: Die ist leider chancenlos, weil sie einen viel zu ehrlichen Präsidenten hat.

Menasse: Was meinst du damit?

Javor: Es gibt ein schlagendes Beispiel: Bayern München. Und warum? Weil sie mit Uli Hoeneß einen flexiblen, situationselastischen Präsidenten haben. Dreieinhalb Jahre sind eine Garantie für den Erfolg.

Menasse: Na, dann ist es doch einfach. Wir machen Ernst Strasser zum Präsidenten der Austria. Aber erst, wenn er sein Urteil ohne Einspruch annimmt.

Javor: So einfach geht das bei einem niederösterreichischen ÖVP-Politiker nicht, dass er was annimmt oder ablehnt. Da muss er schon vorher den Onkel Erwin fragen.

Menasse: Also lassen wir den Wolfgang Katzian Präsident der Austria bleiben. Der hält sich so vornehm im Hintergrund.

Javor: Ja, ganz so ist auch der Matthias Hartmann. Bescheiden, zurückhaltend, den Menschen zugetan. Ein Teamplayer, wie er im Programmheft steht.

Menasse: Papperlapapp, wie Hartmann zu sagen pflegt. Er war immer ein Turm in der Schlacht und hat mit dem Springer die Schauspieler-Bauern geopfert.

Javor: Und seine Königinnen gut in Stellung gebracht.

Menasse: Und jetzt das: „König Hartmanns Glück und Ende“. Es gibt keine Gerechtigkeit.

Javor: Wie sagte schon Goethe: „Man kann die Erfahrung nicht früh genug machen, wie entbehrlich man in der Welt ist“.

Menasse: Aber uns fragt ja keiner. So ist das in Österreich. Lauter Antisemiten.

* *Dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich seiner selbst – sich mehr auskennt.*



IMPRESSUM

NU – Jüdisches Magazin für Politik und Kultur
Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Auflage: 4.400 Stück
Nächste Ausgabe: Juni 2014

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
Gölsdorfasse 3, 1010 Wien

KONTAKT

Tel.: +43 (0)1 535 63 44
Fax: +43 (0)1 535 63 46
Mob.: +43 (0) 676 566 85 23 (Gesine Stern)
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM

Richard Kienzl (Artdirector), Ida Labudović (Chefin vom Dienst), Peter Menasse (Chefredakteur), Thomas Szanto (Lektorat)

TITELBILD

© Milagros Martínez-Flener

SATZ & LAYOUT

Wiener Zeitung GmbH, Maria-Jacobi-Gasse 1, 1030 Wien, www.wienerzeitung.at

DRUCK

Leykam Druck GmbH&CoKG, Bickfordstraße 21, 7201 Neudörfel

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ

Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1010 Wien, Gölsdorfasse 3
Obmann: Martin Engelberg, Obmannstellvertreterin: Danielle Spera, Kassiererin: Ida Labudović

Grundsätzliche Richtung:

NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen.
NU will den demokratischen Diskurs fördern.

P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien • Zulassungs-nr.: 02Z033113M

BANKVERBINDUNG

BA-CA (BLZ 12000)
Kto.-Nr. 08573 923 300
IBAN = AT78 1100 0085 7392 3300
BIC = BKAUATWW

SIE SIND AN EINEM NU-ABONNEMENT INTERESSIERT?

Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:
Österreich: Euro 15,-
Europäische Union: Euro 20,-
Außerhalb der EU: Euro 25,-

ABO-SERVICE, VERTRIEB & ANZEIGEN

Gesine Stern, Mob.: +43 (0) 676 566 85 23
E-Mail: gesine.stern@nunu.at

stadtTheater walfischgasse

Arik Brauer

„Mit Bleistift und Gitarre“

**ZUSATZTERMINE AUFGRUND DER GROSSEN NACHFRAGE!
ERLEBEN SIE DEN AUSNAHMEKÜNSTLER LIVE!**

2., 4. Juni 2014

**Herman van Veen
und Edith Leerkes**

„Hin und wieder“

**JUBILÄUMSPROGRAMM
EKKLUSIV IM STADTTHEATER WALFISCHGASSE**

12., 13., 14. Juni 2014

**Tickets: 512 42 00 oder
www.stadttheater.org**

stadtTheater walfischgasse | Walfischgasse 4 | 1010 Wien

